Emil Zittel

Rings um die Jungfrau.

56

Rings um die Jungfrau.

Rings

um die

Jungfrau.

Touristenblätter

aus dem

Berner Oberland und Oberwallis

von

Emil Zittel.

Karlsruhe.
Druck und Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung.
1874.

Für
Widmung und Vorwort.

Zwei Wanderer zogen hinaus zum Thor
Zur herrlichen Alpenwelt empor.
Der Eine ging, weil's Mode just,
Den Andern trieb der Drang in der Brust.

Und als daheim nun wieder die zwei,
Da rückt die ganze Sippe herbei,
Da wirbelt's von Fragen ohne Zahl:
„Was habt ihr gesehen? erzählt einmal!"

Der Eine d'rauf mit Gähnen spricht:
„Was wir geseh'n? Viel Rares nicht!
Ach, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Der Andr'e lächelnd dasselbe spricht,
Doch leuchtenden Blick's, mit verklärtem Gesicht:
„Ei, Bäume, Wiesen, Bach und Hain,
Und blauen Himmel und Sonnenschein!"

Anastasius Grün.

Inhalt.

I.

Vom Wandern in den Schweizerbergen.

Es gibt kaum eine unbegründetere Klage als die oft gehörte, die Eisenbahnen hätten dem Reisen die Poesie, dem jetzigen Geschlecht die Freude am Wandern geraubt. Im Gegentheil! Wer das rechte Wandern liebt, hat jetzt erst seine volle Lust. Tagelang auf staubigen Landstraßen, durch weite Ebenen oder monotones Hügelland zu wandern kann nie ein sonderlicher Genuß gewesen sein, und solche Strecken eilig „abzufahren“, ist wahrlich kein Verlust!

Allerdings gibt es auch Vergnügungsreisende, deren ganzes Reisevergnügen sich auf Eisenbahn-Coupés und Stadtdroschken und die ermüdende Besichtigung aller vorgeschriebenen Sehenswürdigkeiten beschränkt, die ihr Reisebuch im Schweiße ihres Angesichts in möglichst kurzer Zeit abarbeiten und zerrüttelt und zerschüttelt heimkehren, um endlich auf ihrem heimischen Sopha von ihren Strapazen auszuruhen. Aber daran trägt wahrlich die Eisenbahn keine Schuld, die den verständigen Reisenden rasch dem eigentlichen Ziele seiner Wünsche entgegenträgt, damit er dort den Wanderstab ergreife und nun jene stillen Pfade der herrlichen Gotteswelt durchwandere, die ihm in ihrer Abgeschiedenheit die erhabensten Reize der Mutter Natur offenbaren.

Freilich ist es völlig überflüssig, den extremen Gegensatz zu jenen trägen Bahnhof- und Städtebummlern, die sich wie einen Koffer durch die Welt transportiren lassen, zu bilden und mit dem Alpenstock in der Faust auf doppelsohligen Stiefeln, wie ein gehetztes Wild, schweißtriefend an allem Schönen vorbeizustürzen, um möglichst viel in kurzer Zeit nur halb zu sehen, und keinem Eindruck sich mit ganzer Seele still genießend hinzugeben.

Wenn junge Leute für ihr Weniges von Geld in der ihnen kurz gemessenen Zeit so viel als möglich sehen wollen, so wird man sie freilich am wenigsten schelten. Vielmehr erregen sie in ihrem jugendlichen Feuereifer und ihrer unermüdlichen Wanderlust fast den Neid der Alten, wenn sie beim Grauen des Morgens ihre Taschen oder Tornister über die Achseln werfen und mit klarem Kopf und frohem Sinn, als lustige Reisekompagnie die Thäler auf- und abwärts steigen, über die Joche und Kämme der Gebirge hinweg, die gute Karte, das zuverlässige Reisebuch als einzigen Führer brauchend, hochzufrieden auch mit dem harten Lager des Alpendorfs, oder der kärglichen Kost des Sennen.

Jene alten Läufer dagegen wird wohl Niemand beneiden, welche die versiegende Jugendkraft durch Ueberanstrengung festhalten, sich gesund oder für ein ganzes Jahr wieder auslaufen wollen, und voll Selbstbewunderung daheim ihre Riesentouren den staunenden Hörern vortragen werden; die zunächst aber mit ihren furchtbaren Nägelstiefeln in den hölzernen Bergwirthshäusern um zwei oder drei Uhr des Morgens einen Erdbeben erregenden Spektakel verführen nnd des Abends schweiß- und regentriefend in die friedliche Herberge einfallen und dampfend, wie die abendlichen Berge draußen, um die lodernden Kamine lungern.

Ach wie viel freundlicher ist dagegen doch die Schaar jener ächten und rechten Hochzeitsreisenden, die wie an sich selbst, so an Allem ihre herzliche Freude haben und auch einen hartnäckigen Regen mit heiterlächelnder Geduld ertragen, während ihre prosaischeren Tischgenossen, zumal wenn dieselben der Zunft der „Auch-Reisenden“ angehören, deren Wahrzeichen darin liegt, daß sie, wie Alles, so auch die Vergnügungen ihrer Mitmenschen nachmachen, ein Land ganz abscheulich finden, in dem es regnen kann, während sie gerade angekommen sind, um dessen Schönheit gnädig zu bewundern.

Rechte Alpentouristen im Sinn der Alpenklubs sind freilich solche neue Ehepaare, wie die meisten in weiblicher Begleitung reisenden Touristen, selten. Sie haben aber auch vollkommen Recht, sich auf die am Leichtesten zu erreichenden Punkte des an Schönheiten so überreichen Schweizerlandes zu beschränken und wenn sie munter und rüstig und des Wanderns nicht ganz ungewohnt sind, sich höchstens solchen Wegen zuzuwenden, wie sie in den folgenden Blättern beschrieben sind. Wenn also von ihnen Etliche durch diese Blätter hiezu angeregt, oder gar dieselben als freundliche Reiseplaudereien mitnehmen, oder als eine liebe Erinnerung an selbst durchlebte Wandertage nachträglich wieder durchblättern würden, so wäre ihr Zweck auf das Allerbeste erreicht.

In der That mag das Reisen in weiblicher Gesellschaft für einzelne egoistische Menschen manches Behindernde haben, ja auch für Nichtegoisten, darnach die Gesellschaft sein mag. Aber wenn es an und für sich nur eine halbe Freude ist, Tage lang allein durch Berg und Wald zu streifen, auf wenig begangenen Wegen sogar ohne Führer jederzeit bedenklich, und wenn es auch vollkommen wahr ist, daß der Einzelne in der Schweiz leicht überall Gesellschaft findet, an

die er sich anschließen kann, so ist doch Der am glücklichsten zu preisen, der mit einer lieben, wanderlustigen Frau oder in reiferen Jahren auch noch mit Söhnen oder Töchtern dazu durch die herrlichen Berge schweifen kann. Er wird dann da und dort dem Rufe seines Herzens gehorchen: „Verweile hier, es ist so schön"; er wird alle thörichten Wagnisse, in die sich der Einzelne so leicht in eitlem Ehrgeiz begibt, ohne Versuchung von sich weisen und sich doppelt glücklich wissen, wenn ein helles Glück des eigenen Hauses mit ihm über die Berge zieht.

Und freilich ist nicht nur das alte Wort Jago's zu beherzigen: „Thue Geld in deinen Beutel", wenn man auf Reisen geht, und zwar in der Anwendüng, daß man lieber die Reisezeit kürzer und die höheren Ausgaben einer Reise nicht so tragisch nimmt, als daß man durch freudeverderbende Sparsamkeit den Genuß des Reisens selbst zerstört, sondern man muß auch einen heiteren und empfänglichen Sinn, etwas Reiselust und Reisehumor mit in die Berge nehmen. Wem davon gar nichts zur Verfügung steht, der bleibe ja mit Dem, der reisen will, um dabei noch zu sparen, am besten gleich zu Hause. Wenn Horazens „dunkle Sorge" mit hinter uns zu Pferde, oder der graue Griesgram in der galligen Leber sitzt, dann werden alle jene kleinen Leiden des Reisens, die uns wie die Mücken des Feldes umschwirren, zu wahren Landplagen, zu Kameelen, die wir nicht seihen und doch auch nicht verschlucken können, und die doch auf der süßen Milch des Reisevergnügens überall obenaufschwimmen. Dann wird das Reisen wirklich zu einer endlosen Kette von Alterationen, von den überfüllten Coupés und dem qualmenden Rauch der Eisenbahnen an bis zu den „schlechten" und „hochgelegenen" Zimmern, den „enormen" Preisen der Gasthöfe; von den

„unverschämten Engländern“, den „unausstehlichen Franzosen“ und den „ganz unerträglichen Berlinern“ bis zu den „ungenießbaren“ tables d'hôtes und den „ruhelosen Nächten“ der Bergwirthshäuser. Dann alterirt sich der „Vergnügensreisende“, daß jetzt alle Welt reist und ein „ordentlicher Reisender“ nirgends mehr die erwünschte Beachtung findet; alterirt sich, daß die Wege auf die hohen Berge so steil uud so lange sind, daß auch in der Schweiz die Sonne im Juli und August heiß und der Regen naß macht, daß man auf Eis und Schnee kalte Füße bekommt — kurz daß auch da das Sprüchwort gilt: „Keine Rose ohne Dornen.“

Wer aber die schöne Rose einmal gepflückt und an ihrem wunderbaren Duft sich berauscht hat, der fühlt mit jedem Sommer eine Art von Schweizerheimweh, eine stille, starke Sehnsucht nach dem Land der Berge in seiner Seele sich regen. Und wenn dann die Julisonne in die verödeten Straßen unserer Städte niederbrennt, wenn die grüne Zier der Bäume vor dem Stadtthor schon wieder unter dem bösen Mehlthau des Straßenstaubes und dem finstern Kaminruß der Fabriken langsam erstickt, steigt in unserer Erinnerung das herrliche Bild der hohen duftigen Gebirgszüge, der farbenprächtigen Thäler, der würzigen, morgenfrischen Wälder auf, und es zieht uns wie mit Zaubermacht nach jener großen majestätisch stillen Alpenwelt, wo die weißen Wasser rauschen und die dunkle Tanne auf den mächtigen Bergen steht, wo über den altersgrauen Felsenkolossen die eisigen Sommerpaläste des ewigen Winters ihre mächtigen Firste aufbauen und mit ihrem Silberglanz in unabsehbare Ferne hinausleuchten.

Wenn dann noch der Buchhändler seine Reisebücher und Karten an alle Fenster legt, die Eisenbahn Reisende um

Reisende vorbeischleppt, und kein Arzt uns in ein trauriges Bad spricht, dann freuen wir uns über alle Maßen, wenn wir Amt oder Geschäft auf einige Wochen niederlegen und frei und hoch hinausziehen können in die Ferne, um unter fremden Menschen nichts als Mensch zu sein.

Da liegt denn freilich uns beglückten Bewohnern der schönen süddeutschen Lande neben den Vogesen und dem Schwarzwald die Schweiz als nächstes und natürlichstes Reiseziel vor Augen. Zwar gilt neben den aus politischen Gründen noch weniger besuchten Vogesen der Schwarzwald mit Recht als ein vielbesuchtes, gar erfrischendes Gebiet, welches freilich in der Höhe seiner Preise die Schweiz längst eingeholt hat, während es jener zahlreichen preiswürdigen Mustergasthöfe entbehrt, wie jener Felsenberge und Gletscherströme, jener Firnfelder und Hochgebirgs-Riesen, jener wunderbaren Höhen-Aussichtspunkte, wie sie das Land des Schweizerheimwehs und des Alpenglühens allein zu bieten vermag. Durch die neue Schwarzwald-Bahn wird dieses Reisegebiet ohne Zweifel noch viel besuchter und für den Reisenden viel besser eingerichtet werden. Es verdient auch gar wohl, für einen längeren Aufenthalt ausgewählt und als erquickende Sommerfrische benützt zu werden. Wer aber seine doch meist beschränkte Zeit einmal der Schweiz zu widmen entschlossen ist, thut wohl am besten daran, rasch dem eigentlichen Ziele zuzueilen. Ne nimis ist auch eine sehr wichtige Reiseregel, und der rechte Wanderer sucht sich für jedes Mal ein mäßiges, beschränktes Gebiet aus, denn nur so wird sich ihm dessen ganze Schönheit voll erschließen. In wenig Stunden und für wenig Geld erreichen wir aber auf dem eisernen Schienenstrang, welcher uns in die unmittelbaren Zentren des ganzen Alpengebirges führt, zum Fuß der Jungfrau und des Pilatus, zur Mitte zwischen Finsterahorn und

Monte Rosa und in die nächste Nähe des Montblanc, ja auf den höchsten Gipfel des Rigi!

Und so ist denn für Viele von uns Erholungsreise und Schweizerreise ein fast untrennbarer Begriff geworden. In dieser großen, weiten Schweiz aber, in der noch manches stille und wundervolle Thal nur durch einzelne seltene von der Heerstraße abschweifende Touristen durchwandert wird, und die neben dem glänzendsten Comfort auch all die vielgepriesene ländliche Einfalt und Stille, Einfachheit und Naturwüchsigkeit noch reichlich bietet, welche die Einbildung des verwöhnten Städters, wenigstens daheim, zuweilen gar beweglich zu rühmen weiß (die aber freilich nicht immer zugleich so „unglaublich billig“ ist, als das bei jenem Rühmen gewünscht zu werden pflegt), gibt es zwei Punkte, mit denen in der Regel ein Jeder beginnt und auf die er immer wieder als auf die zwei schönsten Perlen des ganzen Landes zurückkommt: Der Rigi mit dem Vierwaldstätter See und das Berner Oberland.

Von dem Letzteren, wie wir es in den Sommertagen der Jahre 1872 und 1873 durchwanderten, sollen diese Blätter dem freundlichen Leser oder der holden Leserin nur Selbsterlebtes und Selbstgesehenes erzählen.

II.

Ein Tag in Bern.

In's Berner Oberland führt den von Zürich und Luzern kommenden Touristen die vielbefahrene, reizvolle Brünigstraße über eine Paßhöhe von 3151 Fuß nach Brienz oder nach Meyringen hinab. Die über Bern und Thun kommenden Reisenden dagegen schleppt die Dampfkraft der Eisenbahn und der Dampfschiffe bis hinein in das weltberühmte Interlaken.

Wir kamen wie die meisten Berneroberlands-Reisenden über Bern, dessen alterthümliche und großartige Hauptstraße, an deren westlichem Ende der stattliche Bahnhof steht, mit ihren „Lauben" (Arkaden) einem stolzen reichen Patriziergeschlecht entspricht und einen äußerst charakteristischen Anblick bietet. Die Bären, am entgegengesetzten Ende der Stadt jenseits der Aare, haben von ihrem früheren Interesse viel verloren, seit auch andere Städte ihre „Bärenzwinger" haben, dagegen muß man die Uhr am Zeitglockenthurm, den Kindlifresser und im Museum den ausgestopften Bernhardinerhund Barry, der seiner Zeit vierzehn Menschen das Leben gerettet hat, gesehen haben, um von den „Merkwürdigkeiten" Berns reden zu können. Leider ist der große Christoffel von Bern den Weg des Basler Lällenkönigs gegangen und sein Andenken lebt nur noch in der neuen Christoffelstraße. Ich habe ihn seiner Zeit noch am Thore stehen sehen, ein biederes Standbild roher Zimmermannskunst,

das man als das Gegentheil des Apoll von Belvedere hätte bezeichnen können. Als die Basler ihren Lällenkönig denen überm Rhein die Zunge in möglichster, ja in einer gewissermaßen unmöglichen Länge herausstrecken ließen, dachten sie nicht, daß ihnen das Echo den Titel „Basler Lälle" zurückbringen würde. Und diese fatale Rückwirkung hat denn dem Lällenkönig schließlich Thron und Leben gekostet. So habe ich auch die Berner, die sich, so viel ich weiß, nicht gerade durch Feinheit und Eleganz auszeichnen, im Verdacht, daß man zuweilen von einem Berner „Stoffel" redete, und sie ihren großen Christoffel deshalb in das Meer oder vielmehr das Feuer der Vergessenheit geworfen haben. Ob der Kindlifresser, der einen ganzen Sack voll Kinder auf dem Rücken und etliche im Gürtel und in den Stiefeln stecken hat, und eben eines zu verschlingen sich anschickt, eine Popularisirung der Saturnsage sei, oder auf der Chronik-Anekdote beruhe, daß im Jahre 1288 ein Jude ein Christenkind geschlachtet und verzehrt habe (ein allgemein verbreiteter Aberglaube des Mittelalters), diesen gelehrten Streit der Reisebücher wage ich nicht zu entscheiden. Mich erinnert die Sache mehr an den Nachtkrab oder den „bösen Mann", der nach Sonnenuntergang die unfolgsamen kleinen Kinder holt, die nicht zur Zeit nach Hause gehen. Aber solche Ansichten sind offenbar zu „unwissenschaftlich", als daß sie zu einer gelehrten Dissertation oder gar zur Erlangung des Doktorhutes hinreichten.

Höchst rührend ist das reiche Portal des spätgothischen Domes mit seinen klugen und thörichten Jungfrauen. Das Vergnügen der 5 Klugen, die auf ihre brennenden Lampen hindeuten, hat zwar ziemlich viel von dem stolzen Pharisäer an sich, der Gott dankt, daß er nicht ist wie das andere

Gesindel, und man kann selbst ein wenig Schadenfreude in ihren Gesichtern sehen, was übrigens bei Besondersfrommen zuweilen beobachtet worden sein soll, aber die 5 Thörichten stellen dafür auch die Zustände des Schmerzensschreies, des Geknicktseins, der stillen Verzweiflung und trostloser Starrheit bei köstlicher Naivetät der Darstellung auf das Anschaulichste dar, und die Eine vollends, die sich mit dem Zeigfinger sehr feierlich und langsam eine Thräne abwischt, wirkt eben so tragi-komisch wie Pyramus und Thisbe im Sommernachtstraum. Zwischen den zehn Jungfrauen steht aber, in naiver Vermengung christlicher und mythologischer Symbolik, Themis, die Göttin der Gerechtigkeit, die Waage der Entscheidung in den Händen! Ueber ihnen ist das jüngste Gericht mit einer unzählbaren Menge kleiner Figuren abgebildet, wobei zu beachten ist, daß auch ein Papst in vollem Ornat mit in die Hölle geworfen wird. Die jetzigen Berner beachten aber offenbar die ganze Geschichte weder mit besonders frommen, noch mit besonders kunstsinnigen Augen, denn ein Schwarm von Mauerschwalben, die über dem Weltenrichter wohnen, lässt seinen Unrath ohne Unterschied über die Guten und die Bösen herabregnen. Es würde wohl überhaupt den Erbauer des Münsters (nach Einigen den Sohn eines Mitarbeiters Erwin's von Steinbach) wohl seltsam wundern, daß sein schöner, im Jahre 1421 begonnener Bau in dem reichen Bern niemals vollendet wurde. Aber der Protestantismus nahm die Mittel des Volkes für andere Dinge, als für Riesenthürme in Anspruch, und daß das Vollendete in seinen merkwürdigsten Theilen zum Schwalbennest geworden ist, mag wohl ein Rest traditionellen, weitverbreiteten Aberglaubens sein, der hier der Schwalbe ihr Nest unter der Pforte des Tempels nicht verwehren mag, ein

Aberglaube, der sich auf eine sehr äußerliche Anwendung eines Psalmwortes gründet:

„Wie lieblich dein Haus, Herr Zebaoth!
Zum Vorhof des Herrn drängt sehnend mein Herz,
Den lebendigen Gott zu preisen mit Leib und Seele.
Selbst der Sperling findet ein Haus,
Die Schwalbe ein eigenes Nest, zu bergen die Jungen,
Bei deinen Altären, Herr Zebaoth,
Bei dir mein Gott und König.
Heil deines Hauses Bewohnern,
Die dich ohne Unterlaß preisen!"

Psalm 84, 1—5.

Es ist bekannt, daß die Münsterterrasse eine wundervolle Alpenansicht bietet — wenn man dieselbe nämlich wirklich zu Gesicht bekommt, was übrigens trotz der großen Entfernung früh Morgens oder Abends nicht selten der Fall ist. Weniger bekannt mag es sein, daß über diese etwa acht Stockwerke hohe Terrasse im Jahr 1654 der Student Weinzäpfli auf einem scheu gewordenen Pferde hinabjagte — nota bene ohne Schaden zu nehmen. Das kann sicher nur Einem passiren, der einen so ominösen Namen hat, und wenn nicht er selbst, so ist doch vielleicht der Dichter dieser Sage ein rechtes „Weinzäpfli" gewesen, wiewohl ich Niemand wehren will, die historische Thatsache zu glauben. Denn Jahr und Name stehen auf einer Denktafel aufgeschrieben, und der Glückliche soll nachher noch 30 Jahre wohlbestallter Pfarrer in Kerzers gewesen sein. Gerade aber bei Theologen hat über Das aber, was möglich ist und unmöglich, stets besonders große Meinungsverschiedenheit geherrscht, und auch von andern Menschenkindern gilt, daß was Einer einmal gern hat glauben wollen, er auch zu allen Zeiten für möglich gehalten hat.

Diesmal haben wir uns auch den von 1852 bis 1857 von

dem Züricher Architekten Stadler erbauten Bundespalast, dieses wahrhaft große und imposante Bauwerk, etwas näher angesehen. Die Architektur, auch des Innern, macht einen höchst formvollendeten und würdigen Eindruck, und der Sitzungssaal der Nationalvertreter zeichnet sich durch Schönheit des Raums und der Einrichtung vortheilhaft vor andern Landstands- und Parlamentsräumen aus. Dagegen ist die gesammte Malerei, sowohl was Zeichnung und Farbensinn betrifft, über alle Maßen hinter der Architektur zurückgeblieben und beeinträchtigt deren Wirkungen auch in dem genannten Saal auf das Empfindlichste. Die Erfahrung macht man aber überhaupt in Bern, daß der Schönheitssinn und Geschmack der Bewohner der inneren Schweiz in einer fast unglaublichen Weise in der Entwicklung zurückgeblieben ist, und in einer geradezu komischen Weise zeigt sich das in dem Anzug der Frauen und Töchter der Mittelstände, ja selbst der Patrizierfamilien, soweit dieselben nicht völlig die Genfer, d. h. die Pariser Mode und Toilette, sammt der französischen Bildung und Sprache, angenommen haben.

Dieser französische Ton, der sich von den französisch redenden Kantonen aus bis nach Bern herüber auf das Entschiedenste geltend macht und durch den Weltverkehr erheblich unterstützt wird, sieht sich zuweilen recht abgeschmackt an, während man wohl einsieht, daß kein Wirth, ja fast kein Kellner ohne Kenntniß der französischen Sprache bestehen kann. So lernen es auch die Letzteren sehr eifrig, und diesen Fleiß haben wir an einem jungen Kellner unseres Hotels in rührender Weise zu Tage treten sehen. Beim Serviren der Mittagstafel von einem Franzosen, dem der hier zur Tafel gehörende treffliche Tischwein gar gut mundete, gefragt: „wie eißt das Wein?" antwortete er rasch mit herzlicher Schüler-

freude: „le vin!“ und reichte mir den Seefisch noch ohne Einsicht seiner, höchste Heiterkeit erweckenden, bêtise.

Das Schönste und Beste in Bern aber bietet das Schänzli, ein auf der, jenseits der Aare der Stadt gegenüberliegenden, beträchtlichen Anhöhe etablirtes großes Vergnügungslokal mit Sommertheater und dem schönsten Ausblick auf die Stadt und die Alpen. Zu unsern Füßen strömt die Aare und jenseits derselben, auch noch tief unter uns, liegt die große thurmreiche Stadt, malerisch aufgebaut, hinter ihr grüne Berge, näher und ferner, und über diesen die großen Berneralpen in ihrer weißen Pracht. Die Berge waren zwar verschleiert — wir haben sie da vor zwei Jahren und auch diesmal bei der Heimkehr in voller Majestät gesehen — aber wunderbar schön war auch so der Ausblick. Doch nicht nur Fluß und Stadt und Berge sahen wir da; dem fast in wunderbarer Weise den religiösen und kirchlichen Fragen sich zuwendenden Zug der Zeit entsprechend, wandelte ein eleganter Weltmann, der aber den Habitus eines französischen oder italienischen Abbé feinster Art nicht verläugnen konnte, vor uns auf und ab, der bekannte Abbé Hiacynth mit den Häuptern der schweizerischen Altkatholiken. Aber auch an unserm Tisch war nicht nur die Berner prot. Fakultät durch vier wohlbekannte treu-fleißige Männer, darunter einer aus Mecklenburg, der Andere aus Rheinland, vertreten, sondern da war auch der in und außer der Schweiz wohlbekannte Pfarrer von Twann, des Jeremias Gotthelf würdiger Sohn, und andere wackere, in Deutschland weithin bekannte Schweizer, Pfarrer und Schriftsteller, selbst Berlin war durch einen treuen Mitstreiter Liskow's, Dresden durch einen dorthin aus der Schweiz berufenen Prediger vertreten. Aber es war kein „Tag“ oder „Sitzung“, kein „Verein“ und kein

„Komité", es hatte uns mit unsern Frauen vielmehr ein lebendiges Gefühl ächt deutscher und freier Geistesgemeinschaft da zusammengeführt und in dem warmen Austausch der Geister und Gemüther eilten die flüchtigen Stunden dahin. Viel ernste Fragen kamen zur Sprache von den Kämpfen und ernsten Sorgen der Zeit, vom deutschen Volk und seinen kirchlichen Wirren. Aber zuletzt stieg still und sanft der Vollmond am dunklen Himmel wie ein helles Licht, eine milde Sonne der Nacht herauf und verklärte die weite Landschaft, Fluß und Stadt in seinem Silberglanze. Da hatten wir gesorgt und gehofft, dort hatte Hiacynth und seine Freunde Rath gehalten, und durch die Glasthüren sahen wir drinnen im Saal das Auerbach'sche Lorle in der bekannten Birchpfeiffer'schen Umgestaltung seine Seelenkämpfe, seine Schmerzen und Thränen, wie es schien mit wirklicher Empfindung, wiedergeben, so daß manches Auge feucht und manches Herz von eigenem Weh ergriffen wurde. Aber er zog am Himmel herauf, der traute Genosse der Nacht, wie in den Tagen der Väter, und wie in den Tagen, da noch kein Menschenweh und keine Menschenkämpfe das Theater der Erdenwelt bewegten, da noch die Erde wüst und leer war und der Geist Gottes über den Wassern schwebte. Und es war, als ob er uns ernst und freundlich sagte: Geht zur Ruh', ihr lieben Menschenkinder; thut eure Pflicht wie ich, die Sorge aber werft auf Den, der da war, und ist und sein wird, und wandelt hell und freudig eure Bahn. Wir aber verstanden ihn und gingen freudigen Herzens hinab zur süßen Ruhe eines schönen, freundlichen Tages.

III.

Auf den Niesen.

Von Bern nach Thun bestand, als Graf von Stollberg im Jahre 1791 die Schweiz bereiste, noch nicht einmal eine Postverbindung, jetzt führt uns die vielbenützte Bahn durch ein schönes Flachland in einer Stunde in das wundervoll gelegene, alterthümliche Städtchen, das am Ausfluß der Aare aus dem Thuner See gelegen und an dem auf der Nordseite des Sees bis nahe an die Stadt sich vorschiebenden Höhenzug angelehnt ist. Die eine alte Hauptstraße ist noch merkwürdiger als Alles, was Bern von dieser Art aufweist. Die beiden Trottoirs derselben sind nämlich 6—12 Fuß über dem Niveau der Straße gelegen und unter diesem Plattenweg sind gegen die Straße hin nicht nur Treppen und Kellerthüren, sondern auch eine Menge kleiner Boutiken und Lädchen angebracht, wodurch diese Straße, welche wir 1868 bei einem Turnerfest zudem in reichstem Blumen-, Fahnen- und Bänderschmuck prangen sahen, einen höchst wunderbaren mittelalterlich-romantischen Anblick bietet.

Thun selbst ist im Frühsommer und Herbst ein gar freundlicher Aufenthaltsort, in der eigentlichen Saison der Bergtouren ist ihm aber, als Ausgangspunkt zu größeren Alpenwanderungen, Interlaken weit vorzuziehen. Einen Tag sollte ihm aber jeder Reisende schenken, denn die wundervolle

Alpenansicht, die Lieblichkeit des Sees, der mittelalterliche Anstrich der Stadt, die reizenden Spaziergänge, wie z. B. zum Jakobshübeli, endlich das am Ufer des Sees in dem schönsten Parke liegende Hotel Bellevue, seinem Namen in aktivem wie in passivem Sinn alle Ehre machend, gewähren Demjenigen, der mehr das Schöne als das Ungewöhnliche, Ungeheuere und Seltsame sucht, die höchste Befriedigung. Der schönste Punkt Thuns aber ist der kleine, auf einem von der Kirche und einem alten Schloß romantisch gekrönten Hügel gelegene, Kirchhof. So wenig erhebend der abscheulichkahle und prosaische Innenraum der Kirche auf den Beschauer wirkt, so mächtig erhebt uns der wunderbare Gottestempel der Natur, welcher sich über diesem stillen Plätzchen aufbaut, und stimmt uns, zumal an schönen Abendstunden, so recht zu ernster Träumerei. Ja wenn es nicht im Grunde einerlei wäre, wo wir einmal werden begraben liegen, so möchte man fast die Todten da oben um ihre herrliche Wohnstätte beneiden. Aber wenn auch sie keinen Vortheil davon haben: diese Riesenberge mit ihrem ewigen Schnee, zu Füßen der milde, friedlichträumende See, umgürtet von grünen Wäldern und Gefilden, über die das entzückte Auge hinausschaut, erzählen Dem, der hier seiner Heimgegangenen wehmuthsvoll gedenkt, so viel von der Größe und Herrlichkeit Gottes, und lassen ihm wohl seinen Schmerz und Jammer in dieser großen Welt so klein erscheinen, daß gewiß jeder gute Mensch da oben die stillste und doch mächtigste Trauerpredigt vernimmt und sich den reinsten Trost erschauen mag, wenn er nur einmal wieder durch den Schleier der Thränen hindurchblicken kann.

An dem südlichen Ufer des Thuner Sees, der schon 1700 Fuß über dem Meere liegt, zieht sich eine wallförmige Anhöhe gegen den Morgen- und Abendberg bei Interlaken

hinauf, die, ehe sie zu diesen Bergen ziemlich steil aufsteigt, etwa 500—800 Fuß über dem Seespiegel von dem freundlichen und als frischer Luftkurort neuerdings sehr geschätzten Aeschi gekrönt wird. Von hier aus gewinnt man schon einen herrlichen Ueberblick über den Thuner-, und über Interlaken hinaus auf den Brienzer-See, nach Süden aber in das mächtige Kander- und Engstligen-Thal, dessen Hintergrund der schneeige Wildstrubel schließt. Hinter diesem Walle steigt der Riesen auf, eine Riesenpyramide, welche, vom Thuner See aus gesehen, die mathematisch korrekte Form eines gleichschenkligen Dreiecks bildet, auf der entgegengesetzten Seite sich aber in einer nach dem Wildstrubel ziehenden Gebirgskette fortsetzt. Es kann kaum einen Berg geben, der sich durch seine ganze Gestalt und Stellung so entschieden als großartigen Aussichtspunkt empfiehlt, und dessen ungewöhnliche Steilheit und Höhe (7283′) doch auch so abkühlend auf den Begehrlichen wirkt. Er kann von der Ostseite oder von der Westseite bestiegen werden, aber beide Wege sind steil und lang; so mag es kommen, daß er sich nicht des Besuches erfreut, den er wohl verdiente. Für Sonntagstouristen wirken diese 4—5 Stunden steten Steigens abschreckend; für passionirte Bergbesteiger ist er aber wieder zu zahm und bequem. Und außerdem geht es ihm, wie manchem trefflichen Menschen, der zu nahe bei renommirteren Größen steht, um nicht in solcher Umgebung übersehen zu werden.

Am östlichen Fuße des Riesen, wo sich der Rücken von Aeschi wieder tief zur wilden Kander hinabsenkt, liegt das alkalische Schwefelbad Heustrich, von wo ein guter Reitweg bis zum Gipfel und Wirthshaus des Riesen führt. Das Bad selbst ist reizend und warm gelegen, von deutschen und

französischen Schweizern sehr besucht und macht einen durchaus angenehmen Eindruck. Die Gegend ist so schön, daß ich in der That nicht begreife, weßhalb die deutschen Aerzte ihren Schwefelbedürftigen nicht auch ein so anmuthiges Bad wie Heustrich, oder ihren Soolbadenden ein eben so merkwürdig als schön gelegenes, wenn auch schwerer zu erreichendes Bad, wie Leuk empfehlen. Hier ist es offenbar gut sein, obwohl wir nur als Messieurs Passants am 11. und 12. Juli 1873 daselbst figurirten, und doch Mann und Frau und „befreundete Tochter", wie der Schweizer die Tochter einer befreundeten Familie kurzweg benennt, diese Bezeichnung nicht wohl rechtfertigten. Jedenfalls noch weniger, als eine alte, eitle Dame, die ihr Madame Passante als Madame Passée las und eine ganz infame Allusion darin finden wollte.

Mit einem Führer, der anfänglich weder uns, noch den wir recht verstehen konnten, machten wir uns Mittags 3 Uhr, trotz leichter Regenschauer, wie sie bei ziemlich hellem Himmel im Gebirge häufig sind, auf den Weg. Es war ein überaus heißer, schöner Morgen gewesen, an dem wir über Thun und Spietz dahin gekommen waren; für die Nacht war wohl ein Gewitter zu erwarten, doch wehte die Luft kühl und frisch durch das Thal. Nachdem wir etwas über zwei Stunden lang den schönen, waldigen, wenn auch um diese Zeit etwas schwülen Reitweg bis zu der dem Kienthal zugewandten Bergkante hinaufgestiegen waren und nun den Blick in das Kanderthal gewonnen hatten, zog von den umschleierten Schneegefilden der Blümlisalp und des Doldenhorns rasch ein mächtiges Gewitter heran und bald goß ein ächter Schweizerregen auf uns nieder. Noch eine gute Viertelstunde — und wir erreichten eine Sennhütte, in der wir vorerst Schutz vor dem mächtigen Unwetter fanden.

So eine Sennhütte sieht freilich nicht wie im „letzten Fenster'l" auf dem Theater aus. Man kann abgesehen von dem zerstampften Koth, der sie umgibt, weder aufrecht in dieselbe gelangen, noch in ihr aller Orten aufrecht stehen oder gehen, ohne mit allerlei Balken und Stangen in die bedenklichste Berührung zu kommen. Da wo der Rauch zum Dache hinauszieht, kommt auch das wenige Licht herein, so daß, wenn die Thüre geschlossen wird, ein traumartiges Dunkel herrscht, das bald zur völligen Nacht wurde, als das Gewitter in unaufhörlichem Donner von allen Seiten her brüllte und tobte. Und es schien als wolle es sich ganz und gar nicht mehr beruhigen, denn sechs Uhr, sieben Uhr ging vorüber und nichts war zu sehen, als triefende Wolken, und nichts zu hören, als ewig rollender Donner. Rauchend brannte das Feuer unter dem Kessel des Kühers und er selbst — ein freundlicher Mann, der aber uns ebenfalls so wenig verstand, wie wir ihn, und der z. B. absolut nicht entdecken konnte, was für einen Begriff wir mit dem Worte „gestern" verbinden möchten — trieb sein Geschäft mit einer gebückten Emsigkeit, den einbeinigen Melkstuhl auf den entsprechenden Körpertheil festgeschnallt, daß er in seinen dunkeln Umrissen eine bedenkliche Aehnlichkeit mit den Kesselschürern des Göthe'schen Faust gewann. Es wurde, trotz des freundlich angefachten Feuers, nach und nach bedenklich kalt für uns, die wir von Schweiß und Regen gleich befeuchtet waren, und zum Umkleiden war kein Raum vorhanden, nur eine Leiter führte in die Höhe zu einem Heuraume, wo wir die Nacht im Nothfall verbringen mußten. Indessen „eine Angst treibt die andere aus" und die „befreundete Tochter" erklärte zuerst, die zwei weiteren Stunden im Regen dem wenig einladenden Nachtquartier vorzuziehen, und bald waren wir

muthig zum Aufbruch gerüstet, da das Toben des Donners sich minderte und ein schärferer Wind uns hoffen ließ, daß endlich das Unwetter weiter ziehe. Noch waren wir keine hundert Schritte in Sturm und Regen gegangen, da rissen denn auch die Wolken im Süd-Osten auseinander und über der Blümlisalp stand leuchtend in voller Farbenpracht ein doppelter Regenbogen. Ein Berghaupt um das Andere stieg aus den Regenschauern auf, und zuletzt schlossen sich die Fenster des Himmels und die Berge grüßten uns mit ihren ernsten weißen Häuptern. Ja dem Muthigen gehört die Welt!

Als wir so im Dämmer des Abends da heraufstiegen, hörte ich, wie hinter mir der Führer gesprächig geworden war und unserer befreundeten Tochter die Geschichte der Blümlisalp erzählte. Da man sie in jedem Reisebuche lesen kann, so achtete ich zuerst nur wenig darauf, bald aber merkte ich, daß sie unser Führer in erheblichen Stücken anders erzählte, und wie ich sie nach und nach aus dem seltsamen Kauderwelsch des beschränkten Mannes heraushörte, gab sie sich in der That um ein gut Theil natürlicher und volksthümlicher und zugleich poetisch um Vieles korrekter als in der in unserer Literatur eingebürgerten Fassung.

Die Blümlisalp, sagte unser Führer, als deren prachtvolle Schneefelder sich immer heller und blendender aus den Gewitterwolken erhoben, war einst die schönste Alp des Kanderthals, zu der man vom Oeschinensee zwischen dem Doldenhorn und der Wittwe hinaufstieg. Dreimal im Tag melkte der Küher die Heerde, und mit den edelsten Schweizerkäsen, wie Mühlsteine groß, hatte er die Treppe seiner Sennhütte gebaut und mit goldgelbem Butter die Fugen verstrichen. Die Alp aber gehörte einer blinden

Wittwe, der der treulose Küher nur einen geringen Theil des Ertrages ablieferte. Da machte sich die alte Frau selbst auf, um ihr Eigenthum noch einmal zu besuchen. Als sie müde und erschöpft auf der hohen Alp angelangt war und von der Milch ihrer Heerden zu trinken begehrte, setzte ihr der Küher eine Schüssel mit säuerlicher Milch auf den Tisch und warf, in frechem Hohn, der Blinden eine Hand voll Sand hinein. Die Alte trank still und kopfschüttelnd von dem Getränke und fragte, ob ihre Alp keine bessere Milch als diese bringe. So sei sie alle, sagte der Küher. Da erhob sich die Frau in bitterem Grimm, denn sie kannte aus besseren, glücklicheren Tagen die Herrlichkeit dieser schönsten, um ihrer blümenreichen Waiden willen weitberühmten Alp gar wohl, und sprach einen furchtbaren Fluch über Alp und Küher aus, dann eilte sie wie im Fluge die grünen Triften hinab. Hinter ihr aber zog ein furchtbar Wetter über den Petersgrat und das Tschingelhorn herauf, die Lauinen tobten mit dem Donner um die Wette, und ein furchtbares Schneegestöber bedeckte Alles mit seinen dichten weißen Flocken, die immer mächtiger und mächtiger sich häufend, alles Lebendige unter ihren schweren Massen begruben. Ewig solle die Alp, die so Schlechtes und Verächtliches trage, vergletschert, ewig solle der treulose Küher verflucht sein, war das letzte Wort der alten Frau gewesen, von der nun die starren Schneegestalten der weißen Frau und der wilden Frau ihre Namen tragen. Und so sahen denn auch die Bewohner des Kien- und Kanderthales am andern Morgen droben, wo sonst die herrlichsten Heerden weideten, ein furchtbar wildes, steiles Firnrevier, das bis zur Zeit der Alpenklubs kein sterblicher Fuß mehr besteigen wollte. Aber der Küher selbst geht um, wie sich's wohl gebührt, und erscheint

dem erschreckten Wanderer zuweilen als eine schwarze, wilde Kuh, deren Brüllen Sturm und Unwetter verkündet. Das ist der Blümlisalp-Geist, der unheildrohend da oben haust, bis einmal ein muthiger Küher ihn erlöst. Denn wenn es Einer vermag, in einer Stunde die schwarze Kuh auszumelken, furchtlos und emsig, dann ist der Zauber gelöst, dann wird die Blümlisalp so herrlich wieder, wie sie vor alten Zeiten gewesen und des muthigen Küher freies Eigenthum.

Jedenfalls ist diese Sage mit ihrer wilden, schwarzen Gespensterkuh unendlich viel volksthümlicher und zugleich viel sinnvoller als der romantische Abklatsch derselben, wie er in allen Bädeker's und Swizerland's steht, wo die Rohheit und Grausamkeit des Sohnes, der an die Stelle des Kühers tritt, der alten Mutter gegenüber eben so unnatürlich und völlig unmotivirt ist, wie die läppische Geschichte von der stolzen Braut, der er die Käse in den schmutzigen Weg legt, damit sie unbeschmutzt in seine Hütte komme. So feine Füßchen und Stiefelchen trägt keine Sennersbraut und keine Schweizerin, und wer einmal auf die Blümlisalp hinaufsteigt, scheut vor einem Tritt in den die Sennhütten meist umgebenden Koth nicht mehr zurück.

Jener allgemeinere Inhalt der Sage ist aber nicht nur der Blümlisalp eigenthümlich. Aehnliches wird von manchem Gletscherthal und manchem Firngefild erzählt. Es ist die „alte Geschichte" von der immer schlechter werdenden Welt, das alte Lied, daß vordem die Menschen und in der Schweiz sogar auch die Alpen so viel besser waren als jetzt, es ist der Ausdruck jenes umgekehrten Darwinismus, der das goldene Zeitalter in der Vergangenheit sucht, und die jetzigen Tage immer schlimmer findet, als die alte gute Zeit. Diese Weltanschauung beruht bekanntlich auf der einfachen

psychologischen Thatsache, daß dem alternden Menschen die Welt und die Menschheit immer mehr von dem goldenen Schimmer verliert, in dem sie für das Auge schwimmt, das voll Jugendfrische und Lebensfreudigkeit, voll warmer Liebeslust und goldnen Zukunftsträumen in ihr ewig gleiches Antlitz schaut.

Im Uebrigen sind diese Sagen von den früher so blühenden nun vergletscherten Alpen für einen „geologisch“ unterrichteten Menschen überaus anstößig, denn die Gelehrten sagen uns ja, daß die Gletscher immer mehr sich zurückziehen, daß sie, die einst bis Basel und Zürich sich ausgedehnt haben, schon auf dem Aussterbe-Etat stehen, und daß unsere Ururururenkel nur noch von ihnen so viel wissen werden, wie wir von dem Ichthiosaurus oder dem Wallfisch, der bei Ninive den Propheten verschluckt hat. Thatsache ist es nun freilich, daß seit den wenigen Jahrzehnten, seit welchen genaue Beobachtungen gemacht werden, eine Abnahme der meisten Gletscher erwiesen ist; doch sollen einige noch zunehmen, und wie es in den unsäglich großen Firnrevieren steht — darüber sind doch noch gar unsichere Nachweise vorhanden. Jedenfalls reicht es noch für unsere Kinder und Kindeskinder, und manchmal, wie im Juli 1873 bedünkt es einem, als ob reicher als sonst der wunderbaare Schneemantel über diesen herrlichen Schweizerbergen ausgebreitet wäre.

Unter solchen Gedanken und Reden waren wir muthig die steilen Halden des Niesen hinaufgestiegen. Das furchtbare Gewitter vom 11. Juli, das bis weit nach Deutschland hineingetobt hat, war völlig verhallt, aber als wir nun in dunkler Nacht Zickzack um Zickzack des steilen Gipfels erklommen, und immer wieder an die Kante kamen, wo viel tausend Fuß tief unter uns der Thuner See in seinem nächt-

lich matten Schimmer lag, und darüber die Lichter von Interlaken heimlich heraufglänzten, da fing der Blümlisgeist wieder an, wenn auch noch sanft und in langgezogenen Tönen zu murren und zu brüllen, rauhe Windstöße fuhren um die Ecke, drüben im Osten vom Titlis sah man Wetterleuchten, und bald auch im Westen über Thun und Bern hinaus; und endlich brannten auch im Süden über dem heißen Rhonethal die Blitze wie sprühende Leuchtkugeln, grelle runde Flammenkörper, wie in plötzlichem kurzem Aufschrei erscheinend und verschwindend — aber kein Donner rollte, nur der Nachtwind strich immer rauschender an uns vorüber, und ehe das zweite große Wetter ausbrach, stiegen wir endlich an dem Gipfel vorbei die wenigen Schritte zum ersehnten Riesenhause hinab.

Es war halb zehn Uhr geworden, und in dem dunkeln Hause lag schon Alles im Schlaf. Doch unser Pochen wurde bald gehört, und freundlich wurden wir bald mit allem Gewünschten versehen und haben selten die Wohlthat eines trrockenen Nachtquartiers und eines guten, warmen Thee's und Bettes so empfunden, wie an diesem Abend.

Noch einmal heulte und tobte der Sturm während der Nacht, aber als wir um sechs Uhr des Morgens erwachten, lag die Bergkette hell und klar vor unsern Augen. Also rasch in die Kleider und auf die fünf Minuten über dem Hause gelegene Höhe! Da lag sie denn unter uns, diese reiche und schöne Welt. Zu Füßen Interlaken, dessen Lichter schon am Abend so freundlich zu unserm nächtlichen Pfade heraufgestrahlt hatten, mit seinen beiden Seen, und über sie hinaus, hinter den nächsten Bergen deutlich erkennbar herausschauend der Pilatus und Rigi. Drüben von Westen her glänzten aus der weiten Ebene der kleine See von Mur-

ten und noch weiter draußen hellschimmernd der See von Neuenburg. Wie eine Reliefkarte liegt ein unendliches Land zu unsern Füßen und vier große reichbewohnte Alpenthäler liegen in ihrer ganzen Länge in der Vogelperspektive vor unsern Augen, den Horizont aber umgrenzen nach Südosten die Berner Oberlandsberge, Faulhorn, Schreckhorn, die Jungfrau mit ihren Gefährten, dann die Berge des Lauterbrunnenthals, aber am mächtigsten erscheinend die weiße Blümlisalp, das Doldenhorn und Altels, und deutlich schimmert hinter den südlichen Bergen die Silberkuppe des Montblanc's hervor. Der Himmel war mit Wolkenstreifen bedeckt und die Sonne völlig unsichtbar, aber klar und hell blieb das wunderbare Bild bis gegen acht Uhr, da wir dann auch unsere Bündel schnürten und reichbelohnt den Heimweg nach dem Heustrich einschlugen. Der Weg da hinab gehört in seiner obern Hälfte zu den schönsten aller derartigen Pfade. Die prachtvollsten Bilder heben sich von einem oft überaus malerischen Vordergrunde ab, und ein frischer Luftzug kühlt auch bei heißem Wetter den Wanderer auf dem vortrefflich angelegten Weg.

IV.

Von Interlaken zum Giessbach.

In alten Zeiten ergoß sich die von den östlichen Gletscherrevieren des Finsteraarhorns, dem Ober- und Unteraargletscher, zur Grimsel und von da durch das lange Haslithal nach dem Brienzersee herabstürmende Aare bei dem jetzigen Meyringen in einen ungewöhnlich tiefen und neun Stunden langen See. Dieser See zog sich zuerst zwischen den steilen Bergketten des Brienzer Grates und des Faulhorns in etwa halbstündiger Breite gegen Südwesten und bog dann nordwestlich zwischen dem Beatenberg und dem stolzen Niesen zu der weiteren und freieren Landschaft von Thun. In dem durch diese Wendung entstandenen stumpfen Winkel ergoß sich die wilde, aus dem Lauterbrunner Thal herkommende Lütschine in den See, und wie die Aare eine Menge zerriebenen Gesteines mit sich führt, das sich bei dem Einströmen in den See als grünlichgelber Schlamm niederschlägt und allmälig das zwei Stunden lange Gelände zwischen Meyringen und Brienz aufgeschüttet hat, so schleppte auch das wilde Gletscherwasser der Lütschine, wie noch heute, so seit Jahrtausenden eine unglaubliche Menge feinen Schlammes und rollender größerer und kleinerer Steinstücke in den See. Dadurch wurde vor „unvordenklichen" Zeiten der See an dieser Stelle vollständig ausgefüllt und nur die mächtige Aare hat sich in drei Armen einen Weg durch das die beiden Seen trennende

„Bödeli" vom jetzigen Brienzer See in den Thunersee offen gehalten. Dieses weltberühmte Bödeli, auf das jetzt acht kleine Dörfer hingestreut sind, hatten sich schon im frühen Mittelalter Mönche und Nonnen, jetzt haben es sich die Vergnügungsreisenden aus allen Ländern der Erde als Lieblingsaufenthalt auserwählt und so ist aus den drei an der Aare liegenden Dörfern Matten, Aarmühlen und Unterseen die moderne Hotelstadt Interlaken (inter lacus) entstanden, welche bei aller Pracht wundervoller Gasthöfe und Pensionen doch den Charakter des Dorfes oder wenigstens des kleinen Landstädtchens vollkommen beibehalten hat.

Der Stolz der Interlaker ist der sogenannte Höhenweg mit seiner prachtvollen alten Nußbaumallee, an dessen Nordseite ein Prachthotel neben dem andern steht. Kein Privathaus steht dazwischen und alle Fenster der mit zahllosen Balkonen geschmückten Fronten gestatten den Ausblick über die grünen Matten der Südseite des Höhenwegs hinweg auf die malerischen Bergwände des Lauterbrunnenthals und auf die Schneehäupter des Mönchs und der Jungfrau. Zu diesen altberühmten Gasthöfen, die mit ihren reizenden, mit tausenden von Topfgewächsen farbenprächtig geschmückten, mit Springbrunnen reich versehenen Vorgärten, Aller Blicke fesseln, sind seit zwei Jahren die luxuriösen Millionenbauten des Hotels Beau rivage und des neuen Hotel Ritschard getreten, neben denen das auf der Höhe stehende Hotel Jungfraublick und Victoria am Höhenweg noch immer als die vornehmsten gelten.

In den 30 Hotels, deren imposante Omnibus-Wagenburg jetzt den Fremden am neuen Bahnhof erwartet und in den zahllosen kleinen Pensionen des von 1800 Seelen bewohnten Interlakens sind im Sommer 1867 nicht weniger als

24,684 Fremde zum Uebernachten eingekehrt und haben zusammen 120,421 Logirtage verweilt; davon stellte Deutschland 6823, England 6035, Amerika 3484, Frankreich ca. 3000 Personen. In den zahlreichen Gasthöfen und Pensionen kann hier in der That ein Jeder das ihm Entsprechende finden, wenn er es nämlich findet. Aber während man keck behaupten kann, daß kaum irgendwo, so wie hier, alle Sorten und Spezialitäten von Gasthöfen vertreten sind, und fast alle mit Preisen, die mit ihren Leistungen in richtigem Verhältnisse stehen, so gerathen doch thatsächlich überaus viele Reisende in das falsche Haus, und müssen bald einen Luxus mitbezahlen, auf den sie keinen Anspruch machen, oder mit der Einrichtung eines ländlichen Wirthshauses fürlieb nehmen, in dem sich der Tourist eben so ungenirt und behaglich fühlt, als die das Billige und Vornehme zugleich suchende Geheimeräthin unbehaglich und genirt. Wer deßhalb einen längeren Aufenthalt in Interlaken nehmen will, thut sehr wohl daran, sich die Dinge zunächst anzusehen und dann erst festes Quartier zu beziehen. Denn auch Empfehlungen von „Bekannten" fallen oft sehr übel aus, weil die Ansprüche der einzelnen Reisenden von einer noch viel größern Verschiedenartigkeit sind, als die Einrichtungen der Gasthöfe.

Interlaken hat übrigens wie in Gasthöfen und Gasthofpreisen, so auch darin manche Aehnlichkeit mit Baden-Baden, daß man bei dem erstmaligen Besuch, wegen der hochgeschraubten Erwartungen sehr oft sich momentan enttäuscht fühlt, denn wie in Baden ist die Schönheit der Umgebung Interlakens keine aufdringliche. Sie will tiefer empfunden und mit Beschaulichkeit genossen werden. Zudem muß man Zeit haben, die zahllosen, lieblichen Spaziergänge kennen zu lernen, von denen ein Jeder wieder seine ganz

eigenen Reize hat, um den Reichthum der Schönheit und Anmuth Interlakens und seine fesselnde Gewalt zu erkennen. So nahe an dem Hochgebirg hat nämlich Interlaken auch gewisse romantische Reize, die den meisten Schweizerorten fehlen: zerfallene Ruinen, burgartige Felsenriffe und in der Heimwehfluh einen Aussichtspunkt auf den Thunersee, der an poetisch romantischem Reiz der berühmten Aussicht des Heidelberger Schlosses gleich steht, oder in der Ruine Unspunnen ein ganz zaubervolles malerisches Vordergrundbild zu dem wunderbaren Hintergrund der Jungfrau. Zu allen diesen Dingen hat aber der Tourist gewöhnlich keine Zeit, ja er läßt sich in der Regel nur bei Regenwetter in Interlaken selbst festhalten, bei welchem ihn allerdings weder das sonst recht anmuthige Kurhaus mit seinem Riesenspringbrunnen und Lesezimmer, noch die beiden sehr anständigen Bierbrauereien völlig entschädigen können, in denen er bei einem Glase guten Faßbieres über Werth und Bedeutung des Regenwetters für Gebirgsreisende ernste Betrachtungen anstellen kann.

Der Glanzpunkt Interlakens ist bekanntermaßen der Anblik der Jungfrau und ihrer zu ihrer Rechten stehenden Begleiter, des Mönchs und Eigers. In der eigenthümlichen Umrahmung der grünen dunkeln Berge, welche das Lauterbrunnenthal vor Interlaken abschließen, und zwischen denen im Hintergrund die völlig weiße Jungfrau sich fast in gleicher Horizonthöhe zeigt, erscheint dieselbe in einem so zauberhaften Silberglanze und in so malerischer Abgrenzung, daß sie sich von keinem andern Standpunkt des Berner Oberlandes aus schöner und wunderbarer ausnimmt, und daß höchstens die Berninagruppe im Engadin einzelne dem Interlaker Alpenbilde malerisch gleichkommende Ansichten bietet.

Als wir uns in dem freundlichen Hotel du Pont einquartiert hatten und auf den Balkon unseres Zimmers traten, unter dem die Aare mächtig vorüberrauscht, stand die Jungfrau mit dem Mönch wie flüssiges Gold vor unsern Augen; schon aber zog sich der rothe Schein langsam in die Höhe, bald verglühte auch die oberste Spitze und sofort zog ein duftiger Wolkenschleier aus der Tiefe herauf, um Mönch und Jungfrau in wenigen Minuten völlig zu verschleiern.

In der Frühe des andern Tags — es war ein herrlicher Sonntagsmorgen — schaute die Jungfrau in einem reichen weißen Sonntagsstaat aus Wolken-Schleiern, Federn, Volants und Spitzen, deren sie heute so viel angethan hatte, wie nur irgend eine ihrer Menschenschwestern, dann und wann mit einem freundlichen Blick ihres herrlichen Angesichts zu unserm Balkon herab, als wollte sie neckisch sagen: beschreibe mich, wenn du kannst, und schüttelte dann ihre Locken und warf ihren Schleier wieder vor's Angesicht. Da drehte ich ihr zuletzt auch den Rücken zu, holte ein Tischchen heraus und fing an, eifrig zu schreiben.

Aber siehe da — es ist ein fabelhaft neckisches und eitles Ding um so eine Jungfer —, eben, als ich ansetzte, mußte ich grundsatzlos genug, ihr noch einen Blick über die Schulter zuwerfen, da stand sie da in ihrer ganzen reinen Pracht, in ihrem aus ewigem Firn gewobenen, engen feinen Silberkleid zwischen den beiden grünen Coulissen des Abendberges und der Schynigen-Platte und schaute sich das buntgeputzte Sonntagsgewimmel Interlakens an, sammt all den Malern, die sie vergeblich in Farben, und den Schriftstellern, die sie in Druckerschwärze Denen vorzuführen gedenken, welche sie nicht selbst gesehen haben. Wie die Lilie auf dem Felde herrlicher war, als alle salomonische Kleiderzier, so hatte auch sie jetzt,

im Vollgefühl ihrer eigenen Schöne, ihren Wolkenflitterstaat hinweggestreift und jede Vergleichung wird zur Beleidigung, ja jeder Versuch der Beschreibung und jede Lust dazu löst sich auf in das Gefühl andächtiger, demüthiger Bewunderung. Und nun klangen noch die Kirchenglocken in den sonnigen Sonntagmorgen herein — und Stille nah und fern! — Lieber Leser, ich wollte, du wärest neben mir gesessen; ich würde dir die Hand gedrückt und still und stumm dort hinübergezeigt haben, wo über den grünen Bergen die Schneehäupter der Jungfrau, des Eigers und des Mönchs, dieser ewig jungen Greise von Jahrtausenden, unter dem blauen Himmel stehen und uns eine gar kurze, aber eine recht tiefeindringende Sonntagspredigt halten:

„Die Himmel erzählen die Ehre Gottes
Und die Veste rühmt seiner Hände Werk.“

Einer der beliebtesten Interlaker Ausflüge ist neben der schon erwähnten Heimwehfluh der mit dem Brienzerboot zu erreichende Gießbach, die weltberühmte Schöpfung der Schulmeister Kehrli und Schmiedlin. Noch besser aber ist es, wenn es die Zeit gestattet, über Bönigen bis Iseltwald den Weg zu Fuß zu machen, ein Pfad, an den sich manche Sage knüpft. Dort auf der schönen, mit einer Fahne geschmückten, wiesenbedeckten Felsenbastei, die aus dem Seespiegel stolz sich erhebt, ist der „Tanzplatz“, wo ein liebendes Paar durch der harten Eltern felsenfestes Wort getrennt, in seligem Jubel beim Volkstanz sich findend, festumschlungen des Tanzes Kreise zog, um zuletzt vom äußersten Rand hinabzustürzen zur dunkeln schweigsamen Fluth, im Leben nicht vereint, so doch im Tode.

Dort im Iseltwald hauste einst der alte Isegrimm, der

jetzt schon längst aus dem ganzen Oberland vertriebene Meister Petz und lud sich auf den Rübenäckern der Bödelibewohner freundlich selbst zu Gast. Noch im Jahr 1816 fand J. R. Wyß im Dorfe Matten eine alte gemalte Glasscheibe, mit einem Bären, der ein paar Rüben im Gürtel trug: wahrscheinlich das alte Wappen derer von Iseltwald. Aus diesem alten Bilde sind schon in früher Zeit drei Riesen in Bärenfellen geworden, je zwei Rüben im Gürtel und eine in der Hand. Denn für treue Dienste, die sie dem Kaiser und Reich mit ihren Buchenkeulen geleistet hatten, waren sie der Lehnspflicht ledig geworden und im Reichsland des Bödeli durfte ihnen nach dem alten Mundraubrechte „drei sind frei" Niemand wehren, wenn sie, wie einst der Meister Braun, sich etliche Rüben holten. Ob es freilich bei den drei Rüben geblieben ist — darüber schweigt die Geschichte.

Durch die Felsen bei Iseltwald hört man zuweilen seltsame Töne, bald hoch, bald tief, wie von mächtigen Aeolsharfen ziehen. Wie das kommt, erzählt eine alte Sage. Vor alten Zeiten lebte am Brienzer See ein Jäger, der sich auf Mancherlei verstand, was nicht ein Jeder kann, und mit allerlei Geistern verkehrte. Aber einsmals, als er wieder seine geheimnißvollen Wege ging, traf ihn der Blitz und zerschmetterte ihm den überkühnen Arm. Da ging der Jäger in sich, schwur das alte Handwerk ab, zog mit einem Waldhorn durch Dorf und Stadt und war bald ein überall gerngesehener Gast. Denn er konnte gar wunderbare Töne und Melodien dem alten Horn entlocken. Wenn etwa des Morgens der Pfarrherr aus dem Fenster lehnte, mochte es ihm geschehen, daß die wohlbekannte Weise „Wach auf mein Herz und singe", ihn von Weitem grüßte; ging in stiller Abendstunde ein Liebespaar durch's grüne Wiesenthal, so hörte es

manchmal sanfte, milde Töne von der Bergwand herabwehen, daß es ihnen wunderbar wohl und wehe ward um's Herz, doch auch manchmal, wenn im Dunkel der Nacht Einer auf bösen Wegen schlich, hörte er plötzlich ein helles Signal erschallen, das ihn eilig heimwärts trieb.

So gingen Jahr um Jahr dahin, bis der alte Grünrock, ein Freund der Menschen, und doch am liebsten allein in seiner einsamen Hütte, sein Ende nahen fühlte. Da traf er dort am Iseltwald mit seinem Krückenstocke einen Bettelmann und setzte sich freundlich zu ihm, und wie sie so miteinander redeten, verstanden sie sich gar wohl, als hätten sie des Lebens Leid und Freud mit gleichem Sinn getragen. Als sie dann lange geruht hatten, sagte der Alte: „Ich weiß es, meine Zeit ist um. Du sollst mein Erbe sein." Und dabei zog er ein Säcklein hervor und legte es dem Stelzfuß in die Hand: „Das ist mein Geld, es soll dir Segen bringen." Dann zog er einen Jesusring vom Finger und sagte mit schwankender Stimme: „Auch diesen Ring will ich dir geben — von meiner Braut" und fuhr sich über die alten müden Augen; „nur dieses Horn, das leg zu mir in's Grab, es war mein Liebstes auf der Erde lange Jahre. Bei meinem Fluche leg es mit hinab; ich will's nicht missen, sollt ich auferstehn."

Der alte Stelzfuß hat des Jägers Wunsch erfüllt. Aber seltsam — heute noch erklingt zuweilen das alte Jägerhorn im Iseltwald, bald leis und dumpf, ein unfaßbarer Schall, bald mächtig, stark und klar wie Orgelton. In stiller Sternennacht zieht's leise über den See und im Gewittersturm schallt's wie ein Nothsignal. Dem fröhichen Senner gibt es zuweilen Antwort, wie ein Echoklang, den Trunkenen aber lockt's wie lustige Tanzmusik zur Felsenwand, an deren

Absturz ihn die dunkle Fluth erwartet; aber den Bräuten bringt es Glück. Doch wer nicht Liebe und Glauben in der Seele trägt, der wird das alte Waldhorn niemals klingen hören.

Von Iseltwald führt zwar ein wilder Pfad zum Gießbach, doch lohnt er sich wohl kaum, und das Dampfboot trägt uns jedenfalls schneller und an schönen Ufern vorüber nach dem Ziele. Die Schönheit des majestätischen Gießbaches ist eine dreifache. Von der ihm gegenüberliegenden Terrasse aus gesehen, geben die vielen, zwischen dunkeln Tannen herabstürzenden Fälle ein durchaus einzigartiges, schönes Bild. In der Nähe, besonders da, wo man hinter die herabstürzenden Wasser tritt, und der Fall wie ein mächtiger Schleier, uns verdeckend, transparent erscheint, macht dagegen die Wucht und das wilde Leben seiner Wassermassen wieder einen vollkommen andern Eindruck, und des Abends endlich, wenn seine Sprühwasser bengalisch beleuchtet in rother, grüner und weißer Zauberpracht durch die dunkle Nacht schimmern, stehen wir ihm vielleicht mit dem Gefühl gegenüber, daß uns hier eigentlich ein Theatereffekt vorgeführt wird, aber wir gestehen doch auch, daß hier wirklich ein ganz wunderbarer und unvergleichlicher Effekt erzielt wird.

Vor dem Wasserfall breitet sich eine umfangreiche, parkähnliche Anlage aus, in deren Hintergrund das vielgerühmte Gasthaus steht, ein Zielpunkt zahlreicher Reisenden, die hier Tage stillen und milden Naturgenusses suchen. Die am Eingang der Anlagen errichtete besondere Restauration hat hauptsächlich den Zweck, dem eigentlichen Gasthof die Schaar der unruhigen Passanten fern zu halten, und dient als bester Aussichtspunkt auf die Fälle. Von da aus stürmt nach

dem Schlusse der Beleuchtung das wilde Heer der Touristen den Berg hinab zum Dampfer, der uns in sommerlicher Zaubernacht über den dunkeln See nach dem lichterglänzenden, heimeligen Interlaken zurückführt.

V.

Von Interlaken nach Mürren.

Wenn an einem hellen Julimorgen die klare Sonne um fünf Uhr über die Brienzer Berge nach Interlaken hineinschaut, so regt es sich überall in den zahllosen Hotels und Pensionen und selbst der Alpenfreund, welcher erst den Abend zuvor angekommen ist, nimmt sich keine Zeit, dies wunderbare Welt-Dorf näher anzusehen, sondern eilt zu Wagen oder zu Fuß „in die Berge", sei es nach Grindelwald oder Lauterbrunnen oder direkt der Schynigen-Platte und dem Faulhorn zu. Interlaken bleibt ja immer noch Dem, den nicht vor der Zeit der Regen zurücktreibt, für den Rückweg übrig, er müßte denn gerade direkt nach der Grimsel dem Rhonethal zustreben, oder über einen der großen Gletscherpässe in ein anderes Flußgebiet hinübersteigen.

Wir hatten auf sechs Uhr unsern Wagen bestellt, um über Isen- oder Eisen-Fluh (die natürlicheren Dialektbezeichnungen weichen allmälig auch im Mund der Führer und Landleute den hochdeutschen Formen) nach Mürren zu wandern, aber unser bewährter Führer, Friedrich Michel von Unterseen, kurzweg der Gärtnersmichel geheißen, theilte uns mit, daß die Tour für uns im Augenblick unausführbar sei. Die Aussicht, welche man von Isenfluh auf die Jungfrau und ihre Umgebung hat, ist, wie wir vor zwei Jahren gesehen hatten, außerordentlich schön. Damals begegneten wir auf

dem, man möchte fast sagen unglaublich steilen und schlechten Pfad, der von diesem armen Dörfchen zu der Thalstraße herabführt, einer Anzahl Männer, welche auf großen Handschlitten mächtige Wellen weißgeschälter Haselstöcke abwärts transportirten. Auf unsere Frage, was aus diesen Wellen gemacht würde, erhielten wir die Antwort, „Pulver für die Preußen". Sie wurden in der That in großen Sendungen nach dem Norden Deutschlands abgeliefert und in Kohle verwandelt, steckt wohl jetzt noch mancher Haselstock des Lauterbrunnerthals in den Patronen des preußischen, des deutschen Heeres! So armselig das Dörflein Isenfluh aussieht, — nicht einmal ein Wirthshäuslein ist da — so wundervoll ist es gelegen, und deßhalb begehrten wir es wieder zu sehen und versprachen uns einen hohen Genuß von dem hochgelegenen Bergpfad, welcher in drei Stunden auf der Höhe der westlichen Felsenwände des Lütschinenthales nach Mürren führt. Aber dieser Weg war durch das Freitags-Gewitter zu einem großen Theil zerstört und außerdem hatte der zu überschreitende Sausbach seinen Steg mit in das Thal hinabgenommen. Zwar sind auch schon Hirten und Jäger ohne Steg über den wildherabstürzenden Bach gestiegen, aber der Vergnügungsreisende versucht so etwas doch verständigerweise nicht ohne Noth und überläßt solch' Wagstück gern dem Reich der Poesie. Nach einer lieblichen Sage nämlich haben in alten Zeiten, da wo jetzt der Steg hinüberführt, auf der einen Seite des Sausbaches ein schönes Mädchen von Isenfluh und drüben ein junger Knabe von Mürren ihre Heerden geweidet und oft hinüber und herübergerufen, bis der kühne Knabe auch den Weg über die wasserumrauschten Felsen zu dem „lustigen Maidli" fand. Da kam es eines Tages, daß der Bach, wie eben jetzt, furchtbar angeschwollen

tobte und die Beiden sich weder finden noch verstehen konnten. Im tollen Uebermuth der kindischen Jugend fingen sie da an, sich mit Rasenstücken zu werfen, bis eines derselben, in dem ein harter Stein steckte, das Mädchen so unglücklich traf, daß es mit lautem Aufschrei zusammenstürzte. Noth und Liebe wagen und vollbringen das Höchste, und so gelangte auch der entsetzte Hirte herüber, um noch den Sterbeseufzer seiner Liebsten zu empfangen. Danach hat er sie dann an demselben Orte bestattet und sich selbst ein Hüttchen gebaut, um seine übrigen Lebenstage in demselben als Einsiedler unter heißem Gebet zu verbringen. Wie das frische muntere Alpenbächlein sonst spielend über die Felsen plätschert, jetzt aber eben wieder alle seine Stege, Bäume und Felsen tobend hinabgeschleudert hatte in das Thal der Lütschine, so wird auch der unbesonnenen Jugend toller Uebermuth verderblich, wenn er überschäumt, das ist offenbar das volksthümliche „Merke" dieser Erzählung. Daß dieselbe aber trotz des ganz protestantischen Landes etwas katholisch endet, ist offenbar eine Wirkung der volksthümlichen Erinnerungen an den Sinn und Geist der alten Zeit und Denkart, die im Volk nicht so bald erlischt, am wenigsten in der Sage, zumal wenn ihr, wie hier, der Geist der Poesie zu Seite tritt.

So fuhren wir denn in das herrliche Thal von Lauterbrunnen hinein, das seinen Namen von den lauteren, d. h. den hellen Brunnen oder Quellen hat, wie auch das Lauteraarhorn als das hellere dem Finsteraarhorn entgegengesetzt wird. Wir erquickten uns wieder an den herrlichen Ausblicken, welche dieses wundervolle Thal auf die prachtvollen Felsenwände, den kühnen Männlichen, und das Grindelwalder Seitenthal mit seinem malerischen Wetterhorn in so reicher Abwechslung bietet. Dann als zuletzt die Jungfrau

in ihrer ganzen Schönheit wieder in den Mittelgrund des Bildes trat, waren wir auch bald am freundlichen Dorfe Lauterbrunnen angelangt. Diesmal war der Staubbach freilich unvergleichlich schöner, als in andern, wasserärmern Zeiten, in denen er ziemlich trocken und prosaisch wird. Er wehte wie ein großer, weißer Schleier im Morgensonnenschein von der hohen Felswand herab und that das Möglichste, seinem freilich allzu großen Ruhme gerecht zu werden.

Der zwei bis drei Stunden lange Weg von Lauterbrunnen nach Mürren gehört unbedingt zu den schönsten der Schweiz. Immer hat man die drei engverwachsenen Riesengestalten des Eigers, des Mönchs und der Jungfrau vor Augen, die ihre Stirne dem Norden zuwenden, aber immer gruppiren sich ihre kolossalen Formen in neue Gesichtslinien, und fort und fort wechselt der malerische Vordergrund. Dann tritt mit einemmal auch die hinter der Jungfrau, das Lütschinenthal hinaufziehende, gegen Westen schauende Bergreihe des Mittaghorns, Breithorns und Tschingelhorns vor unsere Augen, deren Blicke dann wieder südwärts von den im Hintergrund des Thales in glänzenden Silberstreifen über die Bergwände niederziehenden Fällen des Schmadribaches gefesselt werden.

Der, wie alle alten Ortspfade, willkürlich entstandene, an manchen Stellen überaus steile Weg bietet ungerechtfertigte Beschwerlichkeiten, die leicht durch eine andere Führung desselben vermieden werden könnten. Er wird deßhalb von bequemen Reisenden mehr zu Pferd zurückgelegt, wenn auch bei dem zwölfköpfigen Mädchenpensionat, das hinter uns heraufstieg, bei dem einen Pferde das Vergnügen des Reitens den Einzelnen nur in überaus kleinen Portionen zukam

und das Auf= und Absteigen fast eben so viel Zeit in Anspruch nahm als die übrige Wanderung.

Mürren ist wohlgeeignet zu einem längern Aufenthalt und kommt als Pensionsort lebhaft in Aufnahme. Außer dem Hotel Silberhorn, das seit einigen Jahren sehr vergrößert wurde, ist nun auf einem weit dominirenderen wundervollen Punkte ein zweites, großartiges Hotel erbaut. Möge es keine schlimme Vorbedeutung für dasselbe sein, daß den nahezu fertigen Balkenaufbau im letzten Spätherbst ein furchtbarer Sturm völlig über den Haufen warf.

Auch die nach unserem Reiseplan beabsichtigte und von Mürren aus zu unternehmende Ersteigung des Schilthorns mußten wir aufgeben, weil ein dreiviertel Stunden langes Thal, welches man durchwandern muß, noch tief mit dem diesjährigen Winterschnee angefüllt war, in den man beim nachmittägigen Herabsteigen bis an die Knie einsinkt. Da das zumal für Damen ein sehr zweifelhaftes Vergnügen ist, so ließen wir dieses Projekt fallen, und da zudem wieder über die bedenkliche Wetterlücke allerlei Wölkchen aufzogen, kehrten wir an dem Abend dieses herrlichen Alpensonnentags nach Lauterbrunnen zurück, wo der Regen gerade mit uns ankam. Doch konnten wir noch lange von der geschickt gelegenen Veranda des Staubbach=Hotels den Ausblick in das schöne Thal mit seinen stäubenden Bächen genießen, da der Regen bald aufhörte, um dann in der Nacht von einem der größten Gewitter dieses Sommers abgelöst zu werden, das wir jedoch nahezu gänzlich verschlafen haben.

Für die aufgegebene Schildhornbesteigung entschädigten wir uns später in Interlaken einigermaßen durch die Lektüre eines lustigen Büchleins „Bergluft, Sonntagsstreifereien eines alten Klubbisten, von Arnold Halder", betitelt, in

welchem mit Wort und Bild auf das Köstlichste beschrieben ist, wie vor einiger Zeit sieben Schwaben dem Schildhorn ihren Besuch abstatteten. Auch der Weg nach Mürren ist darin anziehend in novellistischer Form beschrieben und unter den hübschen Illustrationen fanden wir auch das freundl'che Bild unserer Wirthin zur alten Post (Hotel du Pont). Ganz wie im „Silberhorn" in Mürren, so war auch in diesem unserem Interlaker Standquartier die gemüthliche Sitte einer blos weiblichen Bedienung beibehalten. Zwar lautete das übliche Plakat neben dem Zimmertelegraphen: „einmal für den Kellner, zweimal für das Zimmermädchen", aber auch der „Kellner" war eine freundliche Berneroberländerin. Ebenso findet sich die ausschließlich weibliche Bedienung in dem prachtvollen Hotel Bellevue in Thun, welches von dem früheren Gießbach-Schmiedlin in vortrefflicher Weise bewirthschaftet wird.

VI.

Die Wengenalp.

Es war im Juli 1873 ziemlich zur Regel geworden: Abends Gewitter, Morgens Sonnenschein, eine für den Reisenden, der sich zu schicken weiß, gar nicht so üble Einrichtung. Ihr entsprechend stiegen wir Montags den 15. bei hellem, klarem Morgenlicht den steilen Weg zur Wengenalp hinauf. Die Schneeberge hatten nicht ihre grauen Nebel- oder Tarnkappen, sondern, wie es ja auch der majestätisch-stolzen Jungfrau geziemt, nur leicht flatternde Morgenhäubchen aufgesetzt und trieben den ganzen Vormittag ein heiteres Versteckspiel, das die wunderbarsten Effekte hervorbrachte. Bald tauchte, scheinbar in unmöglicher Höhe, aus den Wolken die Spitze des Silberhorns im vollen Sonnenglanze auf, bald stand über dem ganzen, von der Sonne hell beschienenen Lauterbrunner-Thal, auf das ein völlig durchsichtiger Nebel niederrieselte, ein prachtvoller Regenbogen aufgebaut, bald tönte von den Berghalden das Echo des in der Ferne wunderbar ergreifenden Alpenhorns, und bald grüßte uns auch aus dem saftig grünen Waldgebüsch oberhalb des Dorfes Wengen die erste Alpenrose, die wir mit Jubel pflückten. Aber bald zeigten sie sich in voller Pupurblüthe wohin das Auge sah, eine un-

glaublich prachtvolle Zier der Alpenpfade, von welcher der August-Wanderer sich keine Vorstellung mehr zu machen vermag. Zahllos, fast wie der Sand am Meer, ist das Heer der Wengenalp-Besucher, und sie alle tragen ihre mächtigen Alpenrosen-Sträuße mit hinab — aber nicht einmal am nächsten Saume des Weges merkt man diesen Raub der tausend und abertausend Menschenhände.

Auch in der Nähe des Dorfes Wengen, halbwegs der berühmten „Wengenalp", steht jetzt ein hübsches Pensionshaus. Freundlicher und farbenreicher ist von hier aus jedenfalls der Ausblick auf das malerisch-schöne Thal als in dem durch seine starre Größe fast bedrückenden Mürren. Noch kolossaler und gewaltiger, freilich aber auch noch entblößter von Allem, was lieblich und was anmuthig heißen kann, ist der Eindruck des Drillinggebirges Eiger, Mönch und Jungfrau von dem neuen, geräumigen und schönen Gasthof der Wengenalp aus gesehen. Doch man braucht nur den in zehn Minuten zu ersteigenden Alphügel hinter dem Hause oder eine etwas weiter gegen Westen vortretende grüne Bergkuppe zu besteigen, um auch von der Wengenalp hinauszusehen auf das herrliche Thal, von dessen Ende der kleine Rugen bei Interlaken und das helle Hotel Jungfraublick freundlich heraufschauen. Was aber die weltberühmte Jungfrauansicht der Wengenalp betrifft, so können weder Bilder noch Beschreibungen Dem, der so Etwas noch nicht gesehen hat, eine irgendwie richtige Vorstellung geben. Was man aber trotzdem darüber sagen kann, das steht in jedem Reisehandbuch zu lesen. Dafür will ich von einer höchst beachtenswerthen Eigenthümlichkeit dieses Aussichtspunktes reden. Eine Eigenschaft nämlich hat die Wengenalp, hinsichtlich deren sie ohne Konkurrenten da steht: sie ist ein Beobachtungsort von

Lauinen, wie kein zweiter mehr vorhanden ist, und darüber reiche Beobachtungen zu machen, hatten wir zur Genüge Gelegenheit.

Die halbe Stunde, welche man in gerader Linie von den nächsten Felsenmauern der jenseits des wilden Trümletenthales aufsteigenden Jungfrau entfernt ist, erscheint dem Auge wie eine Entfernung weniger Schritte, das Thal selbst nur wie eine vom Eiger vor dem Mönch und der Jungfrau hinab nach Lauterbrunnen ziehende wilde Wasserrinne, und die Klarheit der Luft hält uns in dem Wahn, es müßte von da drüben ein Mensch ganz gut herüber winken und rufen können, während ein solcher in Wirklichkeit nur als ein schwarzes, mit bloßem Auge nicht zu entdeckendes Pünktchen erscheinen würde. Diese blendenden Schneefelder mit ihren scharfen Linien erzeugen in uns den Wahn, daß wir auf ihnen die kleinste Unebenheit bemerken, jedes erhebliche Felsstück erkennen könnten; und diese Täuschung ist für das ungeübte Auge so stark, daß uns bei der Heimkehr ein Reisender auf dem Berner Schänzli, wo wir uns noch einmal einer wunderbar hellen Alpenansicht erfreuten, mit einem wahren Fanatismus zwei Besteiger der Blümlisalp zeigen wollte, die er durch sein Opernglas entdeckt zu haben fest überzeugt war. Unsere entschiedenen Proteste nahm er zunächst als lächerlichen Unglauben auf, bis er sich endlich mittelst des trefflichen Fernrohrs, welches da aufgestellt ist, einigermaßen überzeugte, daß es sich um zwei Felsen handelte, welche zum Allermindesten die zehnfache Höhe jedes Münsterthurmes haben werden. Aber es ist auch dem geübtesten Auge unmöglich, in dieser durchsichtigen Luft Höhen und Entfernungen richtig zu schätzen — und hievon überzeugt uns nichts in anschaulicherer Weise, als die von der Wengenalp so bequem

zu betrachtenden Lauinen, welche beinahe an jedem Sommertag auf der Nordseite der Jungfrau herabdonnern.

Was man nämlich so in den Kinderbüchern von den Lauinen lernt, von dem Schneeball, der oben am Gipfel sich loslöst und rollend wächst und wächst um zuletzt als Riesenkugel Wälder und Häuser mitzunehmen, das kommt zwar nie ganz so, aber doch ungefähr so vor, wenn im Frühjahr die Schneemassen der unteren Alpen zu schmelzen und abwärts zu stürzen beginnen. Aber meist ist es auch hier vielmehr ein großes Rutschen, als ein eigentliches Rollen. So sausen auch während des ganzen Sommers in den höheren Regionen solche rollende, aber nicht sich ballende Lauinen über die steilen Firnfelder herab, einen weißen matteren Strich, in Wirklichkeit eine riesige Landstraße, auf der glänzenden Schneefläche zurücklassend, an deren Fuß sie in irgend einem Thal oder Felsenkessel liegen bleiben. Ein solches Thal füllt sich aber durch Schneefall, Schneewehen und Lauinen allmählig an und so entsteht der eigentliche Gletscher, indem die Zeit den gehäuften Schnee durch Temperaturwechsel, Druck und das Durchsickern, Thauen und Wiedergefrieren des Wassers in hartes, aber nicht glasartiges, sondern eigenthümlich griesliches Eis verwandelt. Ein solches Thal hat nun in der Regel nach irgend einer Seite hin eine Thalöffnung, und da die kompakte Eismasse durch das die Tiefe suchende Wasser, wie durch Erd- und Sonnenwärme an den Seiten und Bodenflächen der Thalsohle sich ablöst, auch ein Gletscherbach auf der tiefsten Thalsohle sich unterhalb des Gletschers hinzuziehen und am sogenannten Gletscherthor herauszustürmen pflegt, so schiebt sich durch die Last des nachdrückenden Eises der ganze Gletscher langsam vor. Diese Ursache der Gletscherbewegung ist seit etwa hundert Jahren

zuerst vermuthet und dann durch viele Untersuchungen als Thatsache erkannt worden. Natürlich ist die Bewegung der einzelnen Gletscher, je nach dem Gewicht der Massen und dem stärkeren oder geringeren Fall des Gletscherbettes, eine sehr verschiedene, im Allgemeinen aber sehr mäßige, und sinkt zudem im Winter gewöhnlich auf die Hälfte oder gar ein Dritttheil herab. Sie beträgt bei den am stärksten sich bewegenden Gletschern (am Meer de Glace in Chamounix) im Hochsommer 86 Centimeter, also immerhin mehr als eine Elle in 24 Stunden, an dem Aletschgletscher dagegen hat Dr. Pfaff im Sommer 1873 eine Bewegung von 9,6 Centimetern, also nicht einmal von Handbreite für 24 Stunden berechnet. Steigen nun solche ausgedehnte Felsenrinnen ziemlich abschüssig, also mit raschem Vorrücken des Eises, bis in die grünen, bewohnten Thäler hinab, so schieben sie auch ihre Gletscher bis in diese sonnigen Regionen vor, wo schon im Frühling der übrige Schnee hinwegschmilzt und wie in Grindelwald die Rose und das Geranium, der Oleander und die Mirthe im schönen Garten blühen und am Wege der Nußbaum neben der Arve steht. An solchen Orten tritt aber auch, je nach der größeren Hitze des Sommers und der Menge des nachrückenden, in den letzten Wintern auf den Bergen oben reichlicher oder kärglicher gefallenen Schnees, ein geringeres oder stärkeres sommerliches Abschmelzen, bezhw. Zurückweichen des Gletscherendes ein. Da dieses noch durch das Ausholzen der benachbarten Wälder und des die angrenzenden Felsen deckenden Buschwerks, durch das Einhauen von Eisgrotten und den massenhaften Verbrauch des Gletschereises einigermaßen unterstützt wird, so hat man seit etwa dreißig Jahren ein fast ununterbrochenes Zurückgehen der bekannteren Gletscher beobachtet.

Da aber der Gletscher, durch die rückwirkende Wärme der Thalfelsenwände, an den Seiten mehr als in der Mitte abschmilzt, so erhält er einen gewölbten Rücken, und es rutschen und rollen die vielen Steine und Felsstücke, die in und mit dem Schnee von den hohen Bergzinnen auf ihn herab kommen, nach und nach rechts und links vom Gletscher herab und bilden da große Steindämme, Seitenmoränen genannt, welche man übersteigen muß, um vom Ufer her auf den Gletscher zu kommen. Manchmal bleibt aber, bei breiten Gletschern, auch auf der Mitte derselben ein förmlicher Steinwall liegen, der sich dann wie ein schwarzer Rückgrat über das Eisungeheuer hinzieht. Ja wenn — wie beim Morteratschgletscher im Engadin — mehrere Gletscher in ein gemeinsames Thal münden und sich in einen großen Eisstrom vereinigen, sieht man eine größere Anzahl solcher Rückenmoränen oder Gufferlinien über den vereinigten Gletschern wie die Radspuren eines Wagens hinziehen. In der Nähe aber geben sie sich als haushohe Wälle aufgeschichteter Felsblöcke zu erkennen.

Steigen wir nun mit unserer Gelehrsamkeit wieder auf die Wengenalp! Hier bemerken wir nun, daß auf der fruchtbar steilen, uns zugewendeten Nordseite der Jungfrau außer einer Menge von kleinen Eismassen, wie sie in jeder größeren Vertiefung des Gebirgsstockes sich bilden, auch einige Gletscher von bedeutender Länge und Wuchtigkeit sich herab schieben, deren Tiefe oder Eisdicke weit über die Höhe eines Kirchthurms, an manchen Stellen der des Freiburger Münsters gleich kommen mag und deren Breite, abgesehen von den angrenzenden Firnfeldern, an einzelnen Stellen wohl bis zu einer Wegstunde steigt. Das Felsenthal aber, aus welchem sie mit ihren gefrorenen Wogen herabziehen, endet uns gegen-

über über einer senkrechten Felswand von vielleicht tausend Fuß Höhe. Sowie also der Gletscher einige Tage vorgerückt ist, verliert sein vorderster Stirnrand jede Unterlage und demgemäß lösen sich nun, am lebhaftesten an heißen Sommertagen, in welchen die Gletscherspalten sich rascher erweitern, größere oder kleinere Stücke ab und stürzen donnernd über die Felswand herab in einen Gebirgskessel. Da sich aber auch dieser längst mit solchen Eistrümmern angefüllt hat, rollen nun die neu herabstürzenden immer weiter herab, und wenn sie zahlreich und mächtig genug sind, gelangen sie endlich in vier bis fünf riesigen Absätzen bis in das tief unter unsern Füßen liegende Trümletenthal. Das Sprüchwort, daß alle Wege nach Rom führen, scheint bei unserer Jungfrau dahin zu gelten, daß alle ihre der Nordseite angehörenden Lauinen in eine große Thaltiefe hinabgeleitet werden und aus dieser in einem dreifachen Wasserfall — darauf schwört nämlich der Unkundige, daß er hier einen solchen, und keine Lauine vor sich habe — auf einen einzigen kolossalen Eis- und Schneehaufen des Trümletenthals niederrollen, der in diesen Tagen an seinem untern Fuße mindestens eine halbe Stunde im Umfang haben mochte. Eine zweite noch merkwürdigere Lauinenbahn zieht vom Mönchsgletscher her in dasselbe Thal herab, und endet in einem noch größern Schneekegel, der in den letzten Wochen das Aussehen eines kolossalen Bahndammes von gräulichweißer Färbung hatte, während auf seinem breiten Rücken ein wohl eine halbe Stunde langer, schnurgerader und schneeweißer Pfad den Lauinen als lustige Rennbahn zur Thaltiefe diente.

Wenn man sich die Zeit nimmt, und wir nahmen sie uns, die Sache genauer anzusehen, dann weiß man also sehr bald, daß, wenn es kracht und nach einiger Zeit zu donnern

beginnt, wie wenn ein schwerer Eisenbahn-Zug über eine Brücke rasselt, oder wenn es tobt, wie am Schaffhauser Wasserfall, daß man dann nur schnell die drei großen, von der Wengenalp zu übersehenden, Lauinengänge überblicken muß, um sofort die Lauine selbst zu entdecken, während der Unkundige sein Auge gewöhnlich hoch oben auf den Firnfeldern herumschweifen läßt, und den meist viel tiefer zu suchenden Ort erst findet, wenn nach drei oder vier Minuten Alles vorbei ist. Wir hatten das Glück nicht nur im Laufe des Nachmittags weit über ein Dutzend Lauinen fallen zu sehen, sondern auch an diesem Tage eine und am folgenden Tage zwei von ungewöhnlicher Größe. Für das bloße Auge ist es ein stäubender Wasserfall, mit dem Opernglas aber entdeckt man darin schon deutlich ganz seltsame weiße Flocken und Brocken und mit dem Fernrohr kann man schon recht gut die einzelnen kolossalen Eisbrocken im Schneestaub herabwirbeln sehen — doch auch so ist man noch unfähig den furchtbaren Lärm zu begreifen, den diese scheinbar so kleinen Eisklötze verursachen. Unsere Wirthin hatte während des Abendessens gerade hinausgeschaut auf die große schwebende Gletscherwand und während man noch gar nichts hörte, rief sie: Jetzt kommt eine große Lauine. Alles eilte an die Fenster. Oben stürzte noch lautlos in der Richtung gegen Mürren zu, ein prachtvoller Schnee-Wasserfall über die Felswand, den wir also zunächst von seiner rechten Seite her in hohen Bogen niederstäuben sahen, gleich aber fing es in dem zweiten Absturz zu prasseln an und nun ging es mit einem immensen Spektakel in allen Rinnen und Abstürzen los und eine oder zwei Minuten später begann es auf den untern Schneekegel herauszuströmen und schneeweiß über denselben nach allen Seiten hinab zu rollen, zu fließen und zu stäuben, daß dieser

ganze Schneehaufen, der in vielen Gegenden Deutschlands schon als ein ganz anständiger Berg gelten würde, in zwei bis drei Minuten vollkommen neu überschüttet in blendendstem Weiß da unten aus dem sinkenden Abend heraufglänzte.

Man kann nicht sagen, daß ein Jeder das Alles so herrlich treffen werde. Aber zumeist ist es doch eigene Schuld, wenn man es ganz übel trifft. Auch wir hatten die Absicht gehabt, auf der Wengenalp nur Mittag zu machen und dann noch Abends auf die drei Viertelstunden entfernte Scheidegg hinaufzusteigen. Aber schon um elf Uhr rauchten die Berge, und als es sich eben bis gegen Abend nicht schicken wollte, daß das ganze und volle Gesammtbild sich überall nebelfrei gezeigt hätte, so entschlossen wir uns, in dem behaglichen Hause zu übernachten, und wurden dafür durch die reinste und ungetrübteste Abend- und Morgenaussicht, sowie durch den Fall der großen Lauine belohnt, deren Nachfolgerinnen übrigens in der Nacht in einer solchen Weise fortdonnerten, daß sie alle Schläfer weckten. So muß man, wenn man zu Schweizerreisen auszieht, eben auch etwas Geduld und vor Allem keinen abstrakten Reiseschematismus mitbringen. Denn das haben wir freilich am 15. Juli auch erlebt, daß eine große Gesellschaft bei herrlichstem Wetter um die Mittagszeit auf der Wengenalp eben ankam, als sich alle Berge in Wolken und Nebeldunst versteckt hatten. Aber die Gesellschaft zog nach einer Viertelstunde weiter, weil sie am Abend noch die Scheidegg und Grindelwald „zu machen hatte". Vorsätze sind ein gutes Ding in dieser Welt, aber 5800 Fuß über dem Meer ist es manchmal sehr gerathen, dieselben mit den übrigen Effekten im ersten Wirthshaus an den Nagel zu hängen. Ueberhaupt kommt man, je

mehr man reist, immer mehr zu der Erkenntniß, wie wahr auch hier das Wort der alten Römer ist: Non Multa, sed multum. Deßhalb sieh' dir lieber weniger an, aber das auch recht, dann bringst du auch etwas mehr heim als müde Beine und quittirte Rechnungsbeilagen!

VII.

Auf der kleinen Scheidegg.

Neben und wegen der benachbarten Wengenalp wird die kleine oder die Wengenscheidegg von den Reisenden meist mit der unverzeihlichsten Eilfertigkeit abgethan, und doch bietet sie Schönheiten, wie kaum ein einziger Ort der ganzen Schweiz. Wenn man den kurzen, stark halbstündigen Reitweg von der Wengenalp sanft hinaufsteigt, so ist zur linken Hand durch einige abgerundete, grüne Alphügel jede Aussicht abgeschnitten, rechts aber stehen über dem wilden und schmalen Trümletenthal die zwei Schneeriesen der Jungfrau, der wir auf der Wengenalp gerade gegenüber standen, und des Mönches, dessen Stirnseite wir nun passiren, um zuletzt noch die nordwestliche Ecke des scharf-pyramidalen Eigers, da wo er mit seinen Felsenmauern aus den grünen Alpen thurmartig aufsteigt, und hier zugleich die Wasserscheide eines Bergzuges zu erreichen, welcher sich von hier aus mit dem scharfen Rücken seines Dachfirstes zwei Stunden weit nach Norden, also gegen Interlaken hinzieht. Dieser bis zu 7200 Fuß sich erhebende, an seinem, vom Fuße des Eigers ausgehenden und von dem Wirthshaus der Scheidegg gekrönte Bergzug dacht sich westlich sanft zur Wengenalp und dann sehr steil nach dem fast 4000 Fuß tiefer liegenden Lauterbrunnen ab, während er sich östlich in einer gleichmäßiger geneigten, grünen, zum Theil schön bewaldeten Halde

nach dem etwa 3000 Fuß tiefer liegenden Grindelwald absenkt. Dabei beträgt die von Lauterbrunnen nach Grindelwald, durch den Berg hindurch gemessene, Entfernung nicht mehr als 8 bis 9 Kilometer, also gegen zwei Wegstunden. Durch Lauterbrunnen fließt die aus dem hintern Lauterbrunner Felsenthal herkommende weiße, im Grindelwald aber entspringt die schwarze Lütschine, und beide vereinigen sich vor der nördlichen, senkrecht in einer Höhe von 5000 Fuß in das Thal abfallenden Giebelfront unseres Scheidegg-Dachfirstes, am Fuße des Männlichen, der eine wundervolle Aussicht bieten soll und jetzt ein eigenes Gasthaus besitzt. Aber zwischen ihm und dem von uns eingenommenen Südende dieses Berggrates liegt der einem Kamelshöcker zu vergleichende Tschuggen und noch näher, nur eine Stunde vom Hotel Bellevue entfernt, das sammt dem Tschuggen scharf und klar vor unsern Augen liegende Lauberhorn.

Indem ich hoffe, durch obige Worte dem Leser, der keine besonders deutliche Karte vor sich hat, im Allgemeinen eine richtige und anschauliche Vorstellung von dem Terrain der vielbesuchten Wegenalp und Wengenscheidegg vermittelt zu haben, treten wir, die wir von der Wengenalp heraufkommen, nun gerade an der Stelle des Hotels Bellevue vollends auf den Rücken des Grates und mit einem Schlag liegt eine bis dahin unserm Auge in allen Theilen völlig verschlossene Landschaft weithin vor uns ausgebreitet. Sie ist meinem Geschmack nach die malerisch schönste des ganzen Schweizerlandes, und ich bin überzeugt, daß dieser Punkt nicht nur noch mehr als Mürren, Wengenalp, Schynigen-Platte und ähnliche Orte die Besucher Tage und Wochen fesseln würde, wenn — und das ist offenbar bei vielen derartigen Punkten ganz entscheidend gewesen — anstatt des ganz lobenswerthen

Bergwirthshauses ein den Ansprüchen eines längern Aufenthalts genügendes Hotel, wie z. B. das in Mürren oder auch noch das auf der Wengenalp ist, vorhanden wäre. Denn zu längerem Verweilen ist hier, wo allerdings am folgenden Morgen das Gras vor dem Hause steif gefroren war, eine schon sehr komfortable Heiz- und Zimmereinrichtung nöthig, damit man auch an einem kalten Morgen, einem nassen, fröstelnden Regen- oder Nebeltage einen geräumigen Gesellschaftssaal oder ein eigenes recht behagliches Zimmer findet.

Der Anblick der Jungfrau hat hier allerdings, wie auch in Mürren, etwas von der Majestät verloren, welche uns in Interlaken, Isenfluh und auf der Wengenalp entzückt; aber wer länger weilt, findet auf den Hügeln zwischen Wengenalp und Scheidegg die wundervollsten Standpunkte, und dafür präsentirt sich hier der Eiger, dessen nordöstliche Pyramidenkante von dem tief unten liegenden Grindelwald bis zur 12,200 Fuß hohen hellschimmernden Eisspitze hinaufsteigt, in seiner ganzen wunderbaren, nur vom Matterhorn übertroffenen schlanken Riesengestalt.

Dann aber liegt auch noch nach Osten hin der grüne Thalkessel von Grindelwald im hellen Sonnenschein zu unsern Füßen; weit und lieblich, mit seinen zahlreichen zerstreuten Häusern und Alphütten, mit seinem hell heraufglänzenden oberen Gletscher und den mächtigen Seitenkoulissen, den himmelanstrebenden Felsenmauern des Mettenbergs und des überaus malerischen Wetterhorns. Bis gegen Mittag (die Morgenbeleuchtung ist hier die günstigere) werfen diese ihre blauen Schatten zu unserer Rechten weit in das Bild herein, während links die sonnenglänzenden Alpen sich hinaufziehen bis zum neubeschneiten Faulhorn und den noch wilderen Formen des Simelihorns und Schwarzhorns. Es

ist wohl unmöglich, daß ein Maler hier nicht unwillkürlich nach Pinsel und Palette greift, und so gibt es denn auch zahlreiche Bilder und Photographien des Grindelwalder Thales von dieser Seite her. Hier drängte sich uns aber unwillkürlich der Name Riefstahls auf die Lippen, und nicht nur mit dankbarster Erinnerung an sein herrliches Alpenbild, das damals in Wien stand, sondern auch mit der stillen Hoffnung dachten wir seiner, er möchte einmal hier das löbliche Werk vollbringen, so Großes auch so groß und majestätisch wiederzugeben, wie es nie die Kunst des Photographen oder des landschaftlichen Portraitmalers, sondern nur die individuelle Auffassung des Genius vermag.

Wenn man von der Wengenalp das Trümletenthal hinaufschaut, so sieht man, wie vom Eiger herab ein scheinbar kleiner Gletscher herabzieht und sich mit dem zwischen Eiger und Mönch mächtig herabsteigenden Guggigletscher vereinigt. Aus dessen wilden Eismauern stürzt ein mächtiger Wasserfall hervor, der Anfang des Trümletenbaches, der unten bei Lauterbrunnen noch einmal einen Wasserfall ganz eigener Art bildet, noch viel merkwürdiger als der Staubbach, und würdig trotz der bekannten 50 Centimes von Lauterbrunnen aus besucht zu werden. Da aber, wo jetzt der Trümletenbach als mächtiger Wasserfall am Gletscherthor „das Licht der Welt erblickt", zeigen noch vorhandene ältere Photographien nichts als Eis und Gletscherwände: ein neuer Beweis, wie unermüdlich der bekannte Zahn der Zeit auch an den Alpengletschern nagt und wie auch diese süße Poesie der Berge nach und nach zu Wasser wird! Ueber jenen Eigergletscher stäuben aber auch die Staublauinen munter hernieder, und da man in der Nähe des Eises immer mehr Neigung verspürt, sich auf das Eis

führen zu lassen, und es uns zudem höchstlich interessirte, einmal so einen Lauinenkegel aus der Nähe anzusehen, so entschlossen wir uns, es vor allem Anderen, zu versuchen, einmal von der Scheidegg, so weit es für uns möglich sei, in dieses Gletscherrevier vorzudringen. Dazu war auch unser Michel gern bereit, nur vor dem Herumspazieren auf dem Gletscher, wie wir es vor einem Jahre auf dem Gornergletscher so genuß- und erfolgreich gethan hatten, hatte er diesmal eine spezielle Abneigung, denn der Guggigletscher wird zu den bösartigen gerechnet. Zwar soll man, im Falle des Einbrechens in eine verborgene oder des Hineinrutschens in eine sichtbare Gletscherspalte, unfehlbar mit der Zeit mit dem Wasserfall wieder an das Tageslicht kommen, aber diese tröstliche Gewißheit genügt doch nicht, um zu einem zwecklosen Spaziergang auf solchem Boden einzuladen.

Als wir nach acht Uhr des Morgens auf der Scheidegg angelangt waren und uns für die folgende Nacht einquartiert hatten, wählten wir also noch vor Tisch den Besuch des Guggigletschers, um das Lauberhorn gegen Abend zu besteigen und den Sonnenuntergang daselbst abzuwarten, was bei der Möglichkeit, in drei Viertelstunden im Hotel zurück zu sein, und bei der absoluten Gefahrlosigkeit des Weges sehr wohl angeht. Zu Bergaussichten eignet sich zudem gerade an schönen Tagen die Zeit von 9 Uhr Morgens bis 4 Uhr Abends am wenigsten, weil die Ferne gewöhnlich dunstig wird und die Schneeberge sich in weiße Wolken verhüllen.

In einer kleinen Stunde hatten wir über grüne Alpen und anmuthige Hügel, dann über kühne Felsentrümmer die Seitenmoräne des Gletschers erreicht und schritten außerhalb derselben gegen den Eiger hinauf, wo die schwarze Moräne in einem spitzen Zacken endet und uns ganz eben auf Firn-

feld und Gletscher hereingehen läßt. Aber schon vorher die vielleicht nur 12—14 Fuß hohe, aus kleinem Gestein bestehende Moräne hinaufzusteigen, um den Gletscher zu übersehen, konnten wir uns doch nicht wohl versagen: wie erstaunten wir aber, als sich der Rücken derselben als förmlicher Dachfirst zeigte und das Geröll auf der andern Seite in dachförmiger Glätte und Steilheit einige hundert Fuß zu dem Gletscherrand mit seinen Schründen hinabführte. Nur an der festen Hand des Führers vermochten Frau und befreundete Tochter da oben stehen zu bleiben und ich selbst zog es vor, mich als Reiter auf den so ganz bequemen „Sattel“ zu setzen. Der Anblick, der sich hier bietet, hat etwas von der stillen und ernsten Größe des Gorner Grates und übertrifft an Vielseitigkeit und Erhabenheit das untere Grindelwalder Eismeer, das zudem überaus mühsam in drei Stunden bestiegen werden muß, um ein sehr Beträchliches. Eben als wir dastanden, fiel von dem Mönchsgletscher eine mächtige Lauine über die große Felswand herab und deren Höhe wurde uns jetzt erst daraus deutlich, daß diese stürzenden Eismassen wie eine Nebelwolke scheinbar ganz langsam herabschwebten und man es gar nicht begreifen konnte, daß schwere Körper so langsam in die Tiefe sinken können. Als Merkwürdigkeit mag hervorgehoben werden, daß man auf der obersten Ecke der von uns bestiegenen Seitenmoräne durch die Thalöffnung des Lauterbrunnerthals hinaus gerade den Weißenstein bei Solothurn sieht — aus wildester Eis- und Felsenwildniß ein einziger Ausblick hinüber nach den sanften, mehr als zwanzig Schweizerstunden entfernten freundlichen Jurabergen. Oberhalb dieser Ecke betraten wir dann ein kleines Schneefeld, welches direkt auf den Gletscher führt und zugleich die Basis eines jener köstlichen Lauinen-

kegels bildet, nach deren genauerer Besichtigung es uns besonders gelüstete. Kaum hundert Schritte vor uns lag ein weit über die übrigen hinaus gerolltes Eisstück, welches ich als besondere Rarität meinen fröhlichen Begleiterinnen herbei zu holen mich aufmachte. Aber ohne daß ich mich in der Entfernung versehen hatte, war dann das Eisstück doch ein gut Theil höher als ich, bestand auch sichtlich wesentlich aus geballtem Schnee und war also einer jener ächten Lauinenballen, die dem kindlichen Begriffe sich so fest eingeprägt hatten. Er ist jetzt mit einem großen Z gezeichnet und ich empfehle ihn meinen Nachfolgern zur genauern Besichtigung. Daß die Damen ihn wenigstens berührten, war zuerst ihr Wille gewesen, aber als Michel trocken bemerkte, daß die neuen Lauinen nicht vorher telegraphirt würden, so verzichteten sie dann doch auf dieses Vergnügen und besahen sich dafür die Gletscherspalten aus ungefährlicher Nähe mit ihrem wunderbar schönen bläulich-grünlichen Farbenspiel. Den Rückweg machten wir direkt über die steilen Alphubels, die wir beim Heraufsteigen umgangen hatten, an den Felsenmauern des Eigers und an schroffen Abstürzen vorbei und langten über die mit dem prachtvollen Alpenpensé übersäeten Wiesen zur Tischzeit wieder in unserm Gasthaus an.

Am Nachmittag besahen wir uns anstatt des Lauberhorns aus unsern Fenstern jenen bekannten Schweizerregen, in dem schon Mancher nicht nur auf Wengenalp und Scheidegg herauf geritten oder gestiegen, sondern auch wieder traurig hinab gewandert ist. Lustig brannte im Kamin das Feuer, jeden Augenblick kamen neue, triefende Gäste, um sich zu wärmen und zu trocknen, und beim ersten Hoffnungsschimmer weiter zu ziehen, da die Pferde einmal bezahlt sind; doch logirte sich weitaus der größere Theil in dem Hause ein und

bis gegen Abend waren alle Zimmer und Betten, aber auch die Gesellschaftsräume so besetzt, daß man nichts Besseres thun konnte, als sich so früh als möglich in sein kaltes Zimmer und von da in sein warmes Bett zurück zu ziehen. Wahrhaft entsetzlich hatten hiezu auch zwei wohlgeübte Zitherspieler mitgewirkt, die wir den folgenden Tag in dem großen Speisesaal des Adlers in Grindelwald uns recht wohl gefallen ließen, die aber in dem kleinen Zimmer der Bellevue nur dazu dienten, daß die Engländer, Franzosen und Norddeutschen nur um so lauter schrieen, um ihre Unterhaltung „trotzdem“ fortzusetzen, und da unsere Hoffnung, daß ein unausstehlicher Schwätzer, der bald in französischer, bald in englischer Sprache die Funken seines Geistes und Humors über seine lachbereite Gesellschaft als ein ewig prasselndes Feuerwerk niederregnen ließ, doch zuletzt heiser und dann stiller werden müßte, sich nicht erfüllte, so stiegen wir in unsere Kammer hinauf. Leider trug auch hier noch ein norddeutscher Zimmernachbar seinem Reisegefährten den ganzen Passus, der im Bädecker bei der Wengenalp über Jungfrau, Luftperspektive, Größenverhältnisse und Lauinen steht, mit einer solchen entsetzlichen Genauigkeit und mit so energischer Accentuirung vor, daß ich nicht sagen kann, ob er die Sache vorgelesen, als Deklamator vorgetragen, oder als „geborener Redner“ unvorbereitet wie er sich hatte „nur so en passant“ seinem Freunde mitgetheilt hat. Da war die junge Schauspielerin in Mürren doch noch amüsanter gewesen, die Alles „pikfein“ fand und ihren Neuvermählten, wenn er sich einen schlechten Witz erlaubte, mit beiden Händen auf den Kopf patschte und im Stil der „naiven Rollen“ abprügelte, oder das alte Ehepaar, welches die Schönheiten langsam fortschreitend von Hotel zu Hotel überall in „Ruhe

abweiden" wollte, oder sogar der „Professor und Direktor" aus M., der seiner Tischgesellschaft das weder sehr neue noch sehr richtige Thema vortrug, daß die Engländer praktische und tüchtige Leute, „wir Deutsche" aber idealistische Träumer seien. Solche Wahrheiten kamen uns nachgerade so recht vor wie der von der Wirthin übrigens ehrlicher Weise uns eingestandene Gemsebraten aus Schaffleisch, und wir legten uns in der endlich eintretenden Stille wohl nicht minder glücklich zur Ruhe als der Bremer „Professor", welcher seinen Tischnachbar, einen unverkennbaren Bruder des Hrn. Piepenbrink, sofort nach ihrer gegenseitigen Vorstellung versichert hatte: „Ich bin nämlich so glücklich, einen sehr einflußreichen Schwiegervater zu besitzen."

Also jetzt schlafen — und um vier Uhr nach dem Lauberhorn! Unter dieser Parole legten wir uns auf's Ohr und das Geräusch der Gletscherbäche und des Menschengepöfels, wie der selige Pöselmeier in Heidelberg zu sagen pflegte, wurde allmälig zu einem allgemeinen Gesumse, das uns freundlich in den Schlaf sang, während draußen der nächtliche Reif von der Spitze des Eigers herab langsam seine weißen Sternchen niederstreute, um für den nächsten Morgen unsere ganze Umgebung mit glitzernden Eiskrystallen zu schmücken.

VIII.

Das Lauberhorn und Grindelwald.

Am 17. Juli, um die Zeit, in der die stillen Straßen der heimischen Residenzstadt durch die ersten „Milichweiber“ sich zu beleben beginnen, stiegen wir über die bereiften Alpen dem Gipfel des Lauberhorns entgegen, den wir um die Stunde erreichten, in welcher daheim der arme Gymnasiast in treuer Bewahrung „wohlberechtigter Stammeseigenthümlichkeit“ die „preußischen“ Sommerferien verachtend, todesmuthig seinem pädagogischen Schwitzbad entgegenwandelt. Keiner der übrigen benachbarten Aussichtspunkte, weder die Schynige-Platte, noch Mürren, kann sich mit dem Lauberhorn messen, ja was eigentliche Schönheit und malerischer Aufbau der Landschaft betrifft, läßt es selbst das Faulhorn hinter sich. Zwar war es mir von einzelnen Besuchern überaus gerühmt worden, aber es ist noch nicht so recht „in die Mode“ gekommen, und so zieht der größere Theil ruhig an dieser herrlichen und so ungemein leicht zu erreichenden Höhe vorüber, weiter, immer weiter schweifend — und das Schönste liegt so nah! Wenn, und das wird jetzt ernstlich betrieben, einmal die Bergbahn über die Wengenalp hinüberführt, so wird das Alles anders und das Lauberhorn die bekannteste und besuchteste Höhe des Berner Oberlandes werden. Dann wird auch Jeder zum Guggigletscher hinüber-

steigen, denn der bekommt schon in diesem Sommer seine Eisgrotte und dann, ja dann kommt er in das rothe Buch und wird von einem Jeden bewundert, wenn er seine wunderbare Stille und Menschenverlassenheit eingebüßt hat und vielleicht „jeden Abend" bengalisch beleuchtet wird, die Person à ein Frank, und die „Gründer" der Bergbahn etwa auch noch die Frage gelöst haben, wie der Wirth zum Schluß des Feuerwerks jeweils eine Lauine kann „springen lassen".

Grindelwald mit seiner herrlichen Umgebung und dem ganzen Landschaftsbild der Scheidegg liegt ostwärts zu unsern Füßen, nur daß über die große Scheidegg der Engelberger Titlis mit seinen schönen Formen und glänzenden Firnhalden hereinschaut und die Schreckhörner majestätisch hervortreten. Gegen Norden liegt die Schynige-Platte mit ihrem Gasthof vor uns, hinter dem stolzen Männlichen, auf dessen grüner Alp sein neues Gasthaus gar heimelig zu unsern Füßen liegt; weiter links das ganze Lauterbrunner Thal vom riesigen Eisrücken des Petersgrates und vom Tschingelhorn an bis zum kleinen Rugen, der eben sein grünes Köpfchen aus einem dichten Nebelsee herausstreckte, welch' letzterer die guten Interlaker glauben machte, es sei ein Tag angebrochen, an dem absolut nichts zu sehen sei. Und doch war kein Wölkchen am ganzen Firmament! Ein Weniges über dem Kirchthurm des Dorfes hörte der Nebel völlig auf, der wohl Manchen von Denen im Bett und Zimmer zurückhielt, die in der Schweiz immer Unglück, „immer nur Nebel und Regenwetter" haben. Dort über Interlaken und ein Stückchen Thuner See schweift aber der Blick noch viel weiter hinaus: das ganze Flachland bis zum fernen Jura liegt vor unsern Augen, und deutlich glänzte

das Morgenlicht von den weißen Kalkstreifen der Jurakette wieder. — Weiter links steht die stolze Kette, die vom Abendberg Interlakens, oberhalb Isenfluh und Mürren, sich bis zum prächtig zu überschauenden Schildhorn hinzieht, und endlich, wenn wir uns vollends rückwärts nach Süden drehen, das Hauptbild: die ganze Schneekette des Berner Oberlandes, wie sie sonst nirgends so vollständig und zu gleicher Zeit aus solcher Nähe zu sehen ist, von den Wetter- und Schreckhörnern (nur das ewig sich versteckende Finsteraarhorn steckt auch hier hinter dem Eiger) zu Eiger, Mönch und Jungfrau und dann weiter, die ganze Aussicht Mürrens: Mittaghorn, Groß- und Breithorn, Tschingelhorn und neben ihm noch der sonst nirgends wieder zu sehende breite Eisübergang nach dem Wallis, die Eis-Hochebene des Petersgrates. Leider bietet nur Meyer-Berlepsch ein kleines Panorama der Aussicht zwischen Scheidegg und Lauberhorn, während jedes Reisebuch, wie vom Niesen, so auch vom Lauberhorn ein schönes Panorama enthalten sollte, damit diese beiden wundervollen Höhen so besucht würden, wie sie es verdienen. Bei dieser Gelegenheit kann ich überhaupt nicht umhin, den Wunsch auszusprechen, es möchten die immer dickleibiger werdenden Reisebücher anstatt auf historische Gelehrsamkeit und andere oft überaus zahlreiche und zum Theil sehr überflüssige Zuthaten, ihr Augenmerk mehr auf eine geeignete Vermehrung der Panoramen und Spezialkarten richten.

Als wir um acht Uhr auf die Scheidegg herabstiegen, begegneten wir, wie auch sonst wohl um diese Zeit auf der Karlsruher Kriegsstraße, einem, und fast merkwürdiger Weise, auch dem Einzigen Karlsruher Bekannten. Auf der Wengenalp eingeregnet, hatte er die Beschämung erfahren, auf der

Waage der Wirthin, eine der ehemaligen „stattlichen Wirthstöchter", zu leicht erfunden worden zu sein. Diese Waage nämlich vermehrte bei dem gestrigen Unwetter glücklicherweise die in solchen Bergwirthshäusern meist sehr beschränkten Unterhaltungsmittel, und bewies dem sonst sehr gewichtigen Herrn, daß ihm immer noch 30 Pfund zu den 210 der stattlichen Wirthin, Wittwe und Mutter fehlten. Ihre beiden Schwestern, um das hier beizufügen, sind auch nicht mehr Jungfrauen im „Hotel Jungfrau der Jungfrau gegenüber", sondern tüchtige Wirthsfrauen auf der Schynigen-Platte und in Bönnigen, während ihr Bruder die Bellevue der Scheidegg bewirthschaftet. Nachdem wir uns bei diesem sehr willigen und freundlichen Mann mit einem zweiten Frühstück gestärkt hatten, wanderten wir heiter und froh die wundervolle Wergisthalalp hinab nach Grindelwald. Durch ein Meer von Alpenrosen und einen aussterbenden Arvenwald steigt man die erste Hälfte sanft und mit prachtvoller Aussicht hinab, dann wird der Weg steiler, schlechter, schmutziger und vor Allem heißer, und es gehört schon eine gewisse Geduld und Hartnäckigkeit dazu, sich durch das lange Gydisdorf (Grindelwald ist kein Ortsname, sondern die Bezeichnung des ganzen Thalkessels) an allen andern Gasthöfen vorüber im Sonnenbrand bis zu dem Adlerwirthshause durchzuschlagen. Nach frühern anderweitigen Erfahrungen thaten wir es aber diesmal unverrückt, nachdem wir noch vor dem Eingang des Dorfs die schneeweiße Strahleck und den, von dem linken Lütschinenufer aus gesehen, geradezu zauberhaften Dombau des Schreckhorns mit seinen zwei weißen Augen oder Tauben, bewundert hatten. Im Dorfe selbst sieht man die beiden nicht mehr, jedoch an einer Stelle, vor dem Eiger-Hotel, als eine kleine, unbedeutende Berg-

spitze kaum von den Vorbergen zu unterscheiden den Gipfel des Finsteraarhorns.

Schon seit lange führen die Reisebücher die Rede von „Berner Oberlands-Preisen" und wenn dieselben auch dieser Gegend nicht mehr allein angehören, so ist es allerdings im Berner Oberland nicht billig, aber am theuersten pflegt es in Grindelwald zu sein, und am theuersten in Grindelwald wieder im „Adler". Und doch ist er in hohem Grade und in Grindelwald fast allein wirklich preiswürdig, denn er bietet bei Hotelpreisen ersten Rangs auch die Gebäulichkeiten, Einrichtung, Gartenanlagen, Speisen und Getränke eines solchen Hotels. Unvergeßlich ist uns der milde, stille Abend, den wir Angesichts der wunderbaren majestätischen Bergformen in dem wohlthuend an feinere Kultur erinnernden Garten mit unserm einzigen Reisebekannten aus der Heimath verbrachten. Als wir da um halbzehn Uhr, bei einer Flasche guten Biers, dem Mettenberge gegenüber unter Lorbeer- und Orleanderbäumen saßen, ging in der Mitte dieses Berges wie ein röthlicher Stern ein helles Licht auf und Jedermann fragte sich erstaunt, was das sein möge. Es war in der Klubhütte oben, wo etwa Besteiger des Schreckhorns auf ihrer Rückkehr übernachteten, weil ein Herabsteigen am Abend an jenen furchtbaren Felsenwänden sichern Tod bringt, oder zwei kühne Alpenklubistinnen, die von dort aus am andern Morgen eine der eisigen Höhen besteigen wollten. Daheim kommt uns das freilich als ein sonderbares Vergnügen vor, und es fordert in der That nicht nur starke Beine, sondern auch festen Willen, kühnen Muth und zähe Ausdauer. Aber sie haben etwas zauberhaft Verlockendes, diese wunderbaren Berggestalten, welche die Menschen mit magischer Gewalt aufwärts ziehen: per aspera ad astra.

An jenem Abend glauben wir auch das wirkliche Alpenglühen einmal gesehen zu haben. Diese sehr seltene Erscheinung gehört noch zu den eigentlichen „Wundern" der Schweiz, weil ihre Entstehung noch nicht wissenschaftlich nachgewiesen ist. Aus allem Dem aber, was ich nun darüber gehört und gelesen habe, ergibt sich für mich eine sehr einfache Erklärung, da dieses Alpenglühen sich von einer feurigen Abendroth-Beleuchtung, wie wir sie dann und wann gesehen haben, der Sache selbst nach kaum unterscheidet. An hellen schönen Tagen pflegt es bekanntlich manchmal zu geschehen, daß an dem beinahe wolkenlosen Horizont die Sonne hinter einer schmalen Wolkenbank untergeht, die als ein dunkles, massiges Gebirg erscheint und doch nicht fest auf dem wirklichen Horizont aufsitzt, sondern nach einigen Minuten, wie durch eine feuerumsäumte Spalte, den Sonnenstrahlen noch einmal einen letzten Gruß gestattet. Liegt nun diese Wolke unter dem vom Tiefland sichtbaren Horizont, so geht die Sonne für die Ebene förmlich unter, und auch die Höhen treten aus der feurigen Abendbeleuchtung, in den Schatten des Wolkenstreifens, und gewinnen ein auffallend trübes, bleifarbenes Aussehen. Da gießt dann nach einiger Zeit also nach scheinbar längst erfolgtem Sonnenuntergang die Sonne nochmals zwischen dem unteren Rande des Wolkenstreifens und dem wirklichen Horizont einen vollen Abendlichtstreifen auf die höchsten Berg- und Luftregionen, und diese Beleuchtung erscheint dem bereits an das Abenddunkel gewöhnten Auge als viel intensiver und wunderbarer, als das ohne Unterbrechung stattfindende Abendglühen der Schneeberge bei völlig hellem, leuchtendem Abendhimmel. So sahen wir am 17. Juli wirklich in schönstem Abendgold das Viescherhorn, den Eiger und zuletzt die nun deutlich erkennbare

Spitze des Finsteraarhorns nach und nach verglühen, bis eine auffallende matte Leichenblässe den Glanz ihrer Firnfelder in ein mattes Grau verwandelte. Da leuchtete es nach einigen Minuten noch einmal an der Spitze des Finsteraarhorns und dann am Eiger auf und bald stand wieder die ganze oberste Schneeregion in einem wundervollen Abendglühen vor unsern Augen.

Diese Abendbeleuchtungen sind überhaupt im Berner Oberland etwas so wunderbar Schönes, daß man wohl thut, sich für die Beobachtung derselben immer einen geeigneten Standpunkt auszusuchen. Man kann nicht erwarten, daß die Wirthe wegen jedem Abendroth ihre Gäste von der Tafel ins Freie rufen und so ihre Tischordnung und den regelrechten Tafelverlauf auf das Entsetzlichste in Verwirrung bringen. Aber man muß selbst so klug sein, daran zu denken, daß man nicht des Essens, sondern des Sehens wegen reist.

Ein in seiner Art feenhaft schönes Pendant zu solchen goldigrothen Abendbeleuchtungen bietet Grindelwald in seinen zwei Eisgrotten, besonders in der des oberen Gletschers. Man mag viel reden über Verkünstelung der reinen Natur, über widerwärtige Besteuerungsversuche der Reisenden und dergleichen mehr — die genannte Grotte wenigstens schlägt alle solche Einwürfe durch die himmlische Klarheit ihrer Zauberscheinung nieder. Ein 250 Fuß langer, tief in den Gletscher hineinziehender Eistunnel führt uns in ein bläulichgrünes Zauberreich einer andern Welt. Denn kein Fackel- oder Sonnenlicht der gewohnten Erde, sondern die durch das kristallhelle Eis des mächtigen Gletschers hindurchdringende völlige Tagesklarheit umgibt uns mit ihrer wunderbaren Färbung. Und wenn wir uns dann wieder aus dem mil-

deren Licht des Hintergrundes dem Eingang nähern, wo die Eisdecke dünner und glänzender wird, so spielen die wunderbarsten gelben und rothen Lichter in die bläulichgrünen, verkörperter Luft zu vergleichenden Eisfelsen herein, diese aber sind von lebendig strömenden Adern kleiner verborgener Bächlein durchzogen, die wir wie die Erscheinungen eines Zauberaquariums mit staunendem Entzücken betrachten.

Aber auch hier keine Rosen ohne Dornen! Es ist eine starke Stunde entsetzlich schlechten Weges von Grindelwald zum oberen Gletscher und Damen sind hier in vollem Recht, falls sie hier, wenn auch kein Königreich, so doch acht Franken für ein Pferd in Anspruch nehmen. Und dann sind dabei noch viele kleine Leidensstationen à 10, 20, 25, 50 Cent. zu überstehen: Zuerst ein Murmelthier, das dir am Weg entgegenhalten wird, und das du sehen mußt, aber „Entrée", nach Belieben; dann, verschiedene Kinder mit Rosen, Nelken, Edelweiß, Alpenrosen ungerechnet, einer, der einen Stein in den Abgrund rollt; den mußt du aber nicht rollen lassen, wenn du sofort Protest einlegst. Weiter folgt ein Erfrischungshäuschen, dann ein Kanonenschuß mit Echo. Doch auch hier wird erst nach Erstattung von 50 Cent. abgefeuert. Dagegen bläst der Alpenhornbläser schon zum Voraus, und wenn er anständig honorirt wird, was er verdient, auch noch einen Abschied. Endlich folgt die Wirthschaft mit Treppe zum Absteigen vom Pferd. Ein besonderer Führer zur Grotte steht bereit, daneben fehlt natürlich nicht der obligate Holzschnitzler mit seinen Schweizerandenken für die Daheimgebliebenen. Aber dann gehst du in die Grotte — und Alles ist vergessen, und du sprichst in Entzücken nochmals das Wort aus: per aspera ad astra.

IX.

Die Sage im Berner Oberland.

Der Weg von Grindelwald nach Interlaken ist zwar in so fern etwas angenehmer als der von Interlaken nach Grindelwald, als jener abwärts, dieser aber fortwährend aufwärts geht; aber an sonnigen Tagen gehört keiner von den gleich staubigen Wegen zu den eigentlichen Reiseannehmlichkeiten. Deßhalb wird diese vielbefahrene Strecke meist zu Wagen zurückgelegt, was auch wir am andern Tage vorzogen.

In dem ganzen Thal, das sich von Grindelwald nach Zweilütschinen hinzieht und hier in das Lauterbrunnerthal mündet, ist gar manche sinnige Sage daheim, und ganz besonders scheint der Glaube an die „Bergmännli" hier lange lebendig geblieben zu sein. Das stille, aber hier im Rauschen der Bergwasser, wie im Donner der Lauinen, im langsamen Schieben und Schmelzen der Gletscher, wie in den mächtigen Bergstürzen und Erdrutschen so merkbar zu Tage tretende Arbeiten der sogenannten todten Natur hält den Glauben an andere als an die blose Menschenkraft und Menschenarbeit frisch und lebendig.

Ich weiß nicht, ob diese Zwerge, die Erd- oder Bergmännli und deren „Wibli" auch zu den alten Heidengöttern

gehören, die sich vor der hellen und manchmal etwas stechenden Sonne des Christenthums in die abgelegenen Thäler und Wälder zurückziehen und verbergen mußten und zuletzt in die Berge und Meerestiefen sich versteckten, um nur noch im Dunkel der Nacht ihr altes Reich und ihre untreuen, aber ihnen doch noch immer lieben Menschenkinder zu besuchen, oder sie einmal hereinzulocken in ihre Venusberge und heimlichen Kristallpalläste. Aber wenn es so ist, so haben auch da die Schweizer ihre gute „deutsche Treue" und ihre unerschütterliche Anhänglichkeit an ihre ehemaligen Herrscher zum mindesten eben so deutlich erwiesen, wie in jenen Tagen, welche ihnen den Löwen von Luzern als ein recht menschliches, wenn auch weniger republikanisches Denkmal eintrugen. Sie haben sich ihre alten guten Götter in diesem Falle nicht als lauter böse, rußige Teufel anschwärzen lassen, die nur auf Schaden und Verderben erpicht sind. Im Gegentheil, ihre Bergmännli gleichen viel eher den guten „Engelein" anderer Sagenkreise, nur daß sie realistischer gedacht und handgreiflicher geglaubt werden und wohl auch einmal am hellen Tag auf einer Tanne sitzen, um dem frohen Tanz der Senner zuzusehen, aber freilich von solchem Orte für immer verschwinden, wenn ein Tolpatsch sie bemerkt und „den Knirps auf der Tanne" beschreit! So wird's vom „Spielplatz" am Mettenberg, zwischen den beiden Grindelwaldgletschern, erzählt.

Sie meinen es gut mit den Menschen, und wenn mächtige Lauinen- oder Felsenstürze ganze Dörfer verschütteten, wie das verschwundene Schillingsdorf bei Grindelwald, an dessen Stelle jetzt die Hütten von Burglauinen stehen, so sicherte zuweilen ein riesiger Block, wie sie im Grindelwalder und Lauterbrunner Thal in vielen hausgroßen Exemplaren am Wege stehen, und zuweilen als Schirm und Rückhalt

armer Hütten dienen, eines oder des andern Haus mit seinen Insassen. Die Sage weiß aber dann zu erzählen, wie das gekommen ist. Bei Sturm und Regen ist einmal ein armes Männlein nach Schillingsdorf gekommen und hat regentriefend von Hütte zu Hütte vergeblich um Herberge gefleht. Da hat es am letzten Häuschen dreimal bescheiden ans Fensterlein geklopft und das arme Ehepaar hat ihm freundlich aufgethan. Aber was sie ihm auch auftrugen, er trank nur wenige Tropfen Milch und einige Brosamen von Brod und Käse. „Ich bin's nicht gewohnt," sagte er, „aber ich danke von Herzen! Gott soll's lohnen, denn ich muß weiter gehen." Da legten sich die Alten zur Ruhe, derweil über den Bergen die Wetter leuchteten und der Regen in neuen Strömen niederrauschte. Und wie sie Morgens vor die Hütte traten, da sahen sie's herabkommen von der hohen „Burg", wie einen mächtigen Strom: Wasser und Erdreich, Felsen und Rasen, schwankende taumelnde Tannen dazwischen mit wildem Rauschen und Tosen, und mitten im Strom oder „Wurgisch" einen schwarzen mächtigen Felsen, darauf ritt und hüpfte lustig das Männlein, das sie gleich wieder kannten, und ruderte mit einem mächtigen Fichtenstamm bis gegen die Hütte heran. Da stellte sich krachend und knirschend der Fels und rechts und links zog der wild rollende und polternde Strom dahin, das ganze Dorf in seinen wüsten Trümmern begrabend. Das Zwerglein aber schwoll vor den Augen der in die Knie Gesunkenen zum mächtigen Riesen an, um dann in lichten Nebel zu zerfließen.

So gut sie sind, so wollen sie doch nicht gesehen und mit keinem Dank belästigt sein. Davon weiß die Sage vom Schneider von Isenfluh zu berichten. Der wohnte dort oben, arm an Gut und reich an Kindern, aber fleißig bis tief in

die Nacht. Da merkte er, wenn er einmal gar nicht fertig werden konnte, und doch zuletzt voll Müdigkeit zur Ruhe ging, daß am andern Morgen die Kleider fertig genäht, gebügelt und gebürstet auf dem Tische lagen. Aber er dachte, solchen Segen muß man nicht beschreien, und so ist ihm in jeder Noth neue Hilfe geworden. Aber zuletzt nahm's ihn doch Wunder, wie das zugehe, und als er wieder einmal viel Arbeit hatte, legte er sich auf die Lauer. Da kamen denn ein Paar winzige Bergmännli hereingeschlichen, nähten, bügelten, putzten und arbeiteten so flink und eifrig, wie es kein Schneider kann, und huschten, als Alles fertig war, mit den vergnügtesten Gesichtern hinaus. Aber nun ging es mit dem Schneider um, wie er den guten Zwergen sich dankbar zeigen könnte. Als ein richtiger Schneider hatte er aber wohl bemerkt, daß ihre erdfarbenen Kleider gar abgetragen und keineswegs von gutem modischem Schnitt gewesen waren. Da machte er sich dann dahinter und machte ihnen ganz feine, zierliche Kleidchen, das Maß nämlich getraute er sich schon aus dem Kopfe zu treffen, und legte sie eines Abends voll Freude auf den Tisch, denn seine andere Arbeit hatte sich darüber wieder sehr gehäuft. Am andern Morgen aber lag Alles noch da, wie am Abend, und seitdem sind die Bergmännli niemals wieder gekommen.

Ach, es liegt ein tiefer Sinn in dieser Sage! Man muß das Erfreuliche in der Welt mit dankbarem Sinne und fröhlichem Herzen hinnehmen und nicht immer mit kritischem Messer nach seinen verborgenen Wurzeln, nach seinen letzten Gründen graben. Ja es kommt mir vor, als ob man oft in seinem Leben an den Schneider von Isenfluh denken sollte — mir ist er wenigstens seitdem schon einigemal wieder eingefallen.

„Romantisch" sind diese Sagen freilich nicht; darum gefällt vielleicht dem Leser oder noch mehr der lieben Leserin die Sage vom ersten Alphorn besser. Das Alphorn selbst ist allerdings an und für sich eben so wenig romantisch wie seine Bläser. Ein etwa zwei Meter langer, an dem dickeren Ende etwas gebogener, dann der Länge nach gespaltener oder durchgesägter Tannenast, der ausgehölt und dann mit Weiden wieder zusammengebunden oder vielmehr überflochten wird: das ist das eigentliche Alpenhorn, welches neuerdings auch in Blech und mit besonderem Messingmundstück kunstreicher hergestellt wird. Das Blasen aber geschieht mit solcher Gewalt, daß die Posaunenengel heiliger Bilder noch ganz normal erscheinen gegen die furchtbar aufgeblasenen Gesichter der Alphornbläser. Wer dies beobachtet hat, findet deßhalb die alte Sage gar nicht mehr unnatürlich, nach welcher der Hirte von Uri das Signal vom Nahen des Feindes so kräftig bläst, daß sein Leib platzt, oder der Hirte vom Stätzer Horn den Hilfruf nach Churwalden erschallen läßt, bis ihm das Herz zerspringt. Ueberhaupt hat das Alphorn in der Nähe — abgesehen von dem Aerger der meisten Reisenden über die „Bettelei" — durchaus nichts Poetisches an sich; man muß es von fernher hören mit seinen langgezogenen, seltsamen Orgeltönen, wie etwa auf dem Weg nach Mürren, wo es von der Wengenalp herüberschallt, um zu verstehen, weßhalb es so oft besungen und sein Ton für den Schweizer so ergreifend ist. Er findet ihn nirgends als in seinen Bergen; denn wenn ihr's in den Biergärten oder in den Konzerten blasen wolltet: es würde abscheulich sein!

Wie wäre es denn, fragte an einem jener schönen Sommerabende, an denen die Sonne die Felsen der Vogelfluh und dort hinten die Jungfrau mit ihrem Wundergolde

überfluthet, eine sanfte Mädchenstimme die schöne Frau, die auf den Trümmern der Ruine Unspunnen sinnend und träumend durch grüne Epheuranken auf das stille große Schauspiel hinsah, wie wäre es, wenn du mir die Sage von der Entstehung des Alphorns erzählen wolltest, die du mir heute versprochen hast? Da strich die schöne Frau die lichten Locken aus dem feinen, sanften Gesicht und erzählte der zu ihren Füßen sitzenden Lauscherin die folgende Geschichte.

Da drüben, so begann die holde Erzählerin, oberhalb des Gießbaches, wo die Aare in den Brienzersee fällt, liegt das sonnige, um seiner Schönheit und Fruchtbarkeit willen viel berühmte Haslithal. Dort hütete in längst vergangenen Zeiten ein junger Senne, Namens Res, auf der Bahlisalp seine Kühe. Es war ein gar sinniger, braver und stiller Mensch, von feiner Art und gern gesehen von Jedermann, auch von dem schönen Töchterlein des Seealp-Bauern, dessen prachtvolles Holzhaus neben der Hütte seiner Eltern stand. Sie hatten als Kinder gemeinsam Freud und Leid getragen und zuletzt hatte Res fest an das Wort der lieben Gespielin geglaubt, wenn sie groß sei, wolle sie seine Frau werden und er müsse dann auch in dem großen und schönen Holzhaus bei ihr wohnen. Im letzten Winter hatte er sie freilich selten gesehen, denn sie war lang in Bern, in der Stadt, aber wenn er sie sah, so war sie so gut, so lieb und herzlich zu ihm gewesen, daß er sich vor Freude und Glückseligkeit kaum zu fassen wußte.

Wie er nun eines Morgens — er hatte die Resi, ehe er zur Alp zog, vergeblich zu sprechen gesucht, um für den Sommer von ihr wieder Abschied zu nehmen — von seiner Alp hinüberschaute nach der Seealp, da zog auch drüben der Senn herauf mit seinen prachtvollen Herden und mit fröh-

lichem Geleit und es war ihm, als sei die Resi auch dabei mit den weißen Hemdärmeln und dem schwarzen Mieder. Und als sie dann am Abend allein da drüben zu oberst auf der Fluh stand, war's ihm, als ob sie freundlich herüberwinke, und jetzt erkannte er sie auch mit seinem scharfen Auge. Weil es aber zu weit zum Rufen war, nahm er den Milchtrichter und rief durch dies Sprachrohr: „Grüß dich Gott, liebe Resi.“ Er sah, wie sie lustig winkte und dann mit der alten Magd zur Sennhütte hinabstieg. Es gibt sonst keine Sennerinnen in der Schweiz, aber Resi hatte auch einmal zur Alp fahren wollen und einen Sommer da sennen, wie die lustigen Senner des Haslithals. Als das Res durch die Kameraden erfuhr, da war es ihm gar seltsam und vergnügt ums Herz, denn er dachte, sie hätte es wohl auch deßhalb gethan, weil die Bahlisalp gegenüberliege, und es verging kein Morgen und kein Abend, daß nicht die Beiden sich grüßten und winkten, wenn sich nicht Nebel und Wolken dazwischen legten.

So war einstmals nach regnerischen Tagen eine schöne Sommernacht über die Hasliberge hereingezogen und Res gar spät auf den Gastern, das ist auf den Heuraum, wo der Senner oder Küher schläft, hinaufgestiegen und fröhlich eingeschlafen, denn ein heller Sommermorgen war gewiß. Da weckte ihn das Knarren der Thüre und es war ihm, als höre er das Feuer drunten knistern auf dem Herd, und wie er hinabsah, trieben drei seltsame Gesellen da unten emsig sein Werk. Ein übermenschlich großer Mann handthierte als Senn am Kessel, ein anderer, eine zarte, blasse Gestalt mit goldenen Haaren, trug aus dem Milchgaden die kleinen Holzgeschirre, welche die Sennen Gepsen heißen, mit blanker Milch heraus, an der Feuerplatte aber saß ein grün geklei-

deter Jägersmann, der gar düster in die Gluth blickte und dann und wann ein Holzscheit hineinwarf, daß die Funken prasselnd auseinanderflogen. Dann nahm der Grüne aus seiner Jagdtasche ein funkelndes Fläschchen heraus und goß blutrothes Lab in die Milch. So nennen die Sennen die Flüssigkeit, welche die Scheidung der Molken und des Käses herbeiführt. Während nun der riesige Senn emsig und eifrig in dem Kessel rührte, nahm der junge blasse Geselle mit den blonden Locken einen seltsam geformten, mächtigen Stab zur Hand und trat zur Thür hinaus. Dann vernahm Res Töne und Weisen, wie er sie nie gehört hatte sein Leben lang. Lange, gedehnte, schwermüthige Töne, wie ferner Glockenklang zogen zitternd durch die stille Nacht, erhoben sich vom tiefsten Orgelton hinauf bis zum hellen schmetternden Gejohle und stiegen dann wieder herunter, schwerer und ernster, um langsam zu verhallen in der stillen, milden Sternennacht. Res hörte es deutlich, wie die Heerden draußen erwachten, wie ihre Glocken und Schellen überall anfingen zu klingen und gar lieblich paßten zu den wunderbaren Tönen, die man jetzt den Kuhreigen heißt, und es ward ihm so wohl und so weh ums Herz, und seine Augen füllten sich mit Thränen, er wußte selbst nicht warum!

Derweilen hatte der riesige Senn die Molke in drei Gepsen herausgeschüttet, aber seltsamer Weise war sie in der einen roth wie Blut, in der zweiten grün wie Gras, in der dritten weiß wie frisch gefallener Schnee, und noch ehe Res das Unheimliche dieser Erscheinung überdenken konnte, hörte er die donnernde Stimme des Senns: „Komm herab und wähle!“ Zitternd wie ein Espenlaub richtete sich Res, dem die Worte und Blicke des Wilden durch Mark und Bein gingen, auf, doch als ihm der Blasse unter der Thür

gar freundlich winkte, stieg er muthig die Leiter hinab. Da zeigte der Große auf die drei Gepsen und sprach mit einer Stimme, die wie ein Harsthorn klang: „wähle und trinke, die rothe Gepse ist mein und gibt dir Kraft, Muth und Riesengewalt!“ „Nimm meine Gepse,“ sagte darauf fast höhnend der Grüne, „und die schönsten Alpen kannst du dir kaufen“, und wie er die Gepse nahm und auf die Erde schüttete, so waren es lauter funkelnde Gold- und Silberstücke. „Nimm meine Gepse,“ sagte endlich der Blasse, „und dieses Horn ist dein.“ Da dachte Res an den Zauberklang, und wie die drüben auf der Seealp morgen lauschen würden, wenn er sie mit solchem Gruß begrüßte, und er nahm die weiße. Die schmeckte wie köstliche Milch und als er sie niedersetzte, waren die Drei verschwunden, das Feuer loderte noch einmal auf, um dann plötzlich zu erlöschen, daneben aber lag, vom letzten Flackerlichte bestrahlt, das Alpenhorn.

Kaum graute der Tag, so stand auch Res schon droben auf der höchsten Fluh und schickte die Töne hinüber nach der Seealp, wo die Schläfer erwachten, und Resi verwundert über so seltsames Klingen neugierig vor die Hütte trat. Da war es ihm, als wenn sie jodelnd seine Töne nachahmte und wiederschicke und als ob die hellen, klaren Töne ihrer Silberstimme wirklich bis herüberzögen durch die reine Morgenluft. Zuletzt aber gingen sie an ihr Geschäft, und es sollte kein kleines werden. Denn schwere Gewitter zogen heran und Tag um Tag und Woche um Woche verging, ohne daß je das Eine hinübersehen und grüßen konnte zum Andern. Als aber endlich der erste helle Tag erschien, da war die Seealp öde und verlassen. Da legte auch Res sein Horn an eine heimliche Stelle, denn er wollte es nicht mit hinabnehmen zu den neugierigen Menschen, und zog dann auch,

als seine Zeit gekommen war, mit seinen Heerden hinab. Die Resi aber hat er nie mehr gesehen, und nur gehört, als er begierig nach ihr fragte, ihr Vater habe sie einem Berner Herrn zur Frau gegeben. So nämlich war einst die Sitte der Zeit.

Da ist denn auch Res hinweggegangen, als Soldat in fremde Lande, viele Jahre, bis ihn mit einem Mal ein tiefes Heimweh erfaßte und ihn wieder hinzog mit Zaubergewalt nach den grünen Alpen, den blauen Seen und den silbernen Bergen des lieben Heimathlandes. Und zu allererst ist er dann auf die Bahlisalp hinaufgestiegen, wo ein alter Senn die Kühe weidete und wo er noch einmal das Zauberhorn suchen wollte, das er unter den Felsen vergraben und dann jäh vergessen hatte. Aber als er im Abenddunkel zur alten Hütte trat, kannte ihn doch der alte Küher gleich, denn er hatte gewußt, weßhalb Res von dannen gegangen und Soldat geworden war, und er erzählte ihm darum auch gleich, daß die Resi in Bern kürzlich gestorben sei und auch ein Brieflein „für den Res auf der Bahlisalp" hinterlassen habe, das er drinnen sorgfältig aufbewahre. „Denn," so habe sie vor ihrem Tode gesagt, „er wird wiederkommen und dort wird er's holen." Gar wunderbar überkam es da den müden Wandersmann, und zitternd las er das Brieflein, in dem nichts geschrieben stand, als die wenigen Worte: „Ich sterbe gern und habe dich lieb behalten bis ins Grab." Da ging Res still hinaus und weinte, und als er lange, lange so gesessen, stand er auf und stieg zur Felsenfluh, das alte Horn zu suchen. Er fand sein Zauberhorn auch völlig unversehrt und setzte es weinend an den Mund, um noch einmal die alte Weise zu hören. Da hörte der alte Senn, der sorglich dem Armen gefolgt war, die wunderbaren langgezogenen

Töne einer trauerhaften Melodie, und wenn der Bläser des mächtigen Hornes nach wenigen Tönen tiefathmend ruhte, schien es lebendig zu werden rings im Gebirg. Wie durch klare Luft und dann durch dichte, dunkle Tannenwälder schienen die Töne dahinzuziehen, halb versteckt und dann wieder laut und klar zu Tage tretend, und zuletzt von den Fluhwänden wiederkehrend wie ein sanfter ferner Echohall, wie ein Gesang unsichtbarer Geisterstimmen. Wohl kannte der Senn das Echo seiner Alp, aber ein solches Singen und Klingen hatte er nie gehört. Und wie er dann dem immer trauriger blasenden Res zur Seite trat und fast verschüchtert zuflüsterte: „Hörst du das Echo singen?“ da lächelte Res mit verklärtem Gesicht und zeigte hinauf zur obersten Felswand: „Das Echo?“ sagte er, „siehst du sie nicht da droben stehen? Jeden Ton singt sie nach mit ihrer Engelsstimme!“ Aber der Senn sah nichts als etwa ein kleines Nebelwölkchen. Drüber hatte Res sich unvermerkt ein wenig anders gestellt und als er wieder seine schweren, traurigen Töne hinüberschickte, da kamen sie laut und voll wie aus nächster Nähe zurück, als ob ein Andrer drüben stünde und mit zur Wette blase. „Siehst du ihn nicht, den Blassen, der bei ihr steht und die Antwort bläst und mir so traurig und doch so freundlich winkt?“ So redete Res und stieß immer mächtiger in das Horn, daß sie drunten im Haslithal über die wunderbaren Töne staunten und vor die Häuser traten und fragten, ob denn die Berge zu singen anfingen? Aber mit einem Mal brachen die zauberhaften Töne ab, denn das Herz war dem Bläser zersprungen.

Der alte Senn hat das Horn geerbt und so lange er lebte, manchmal an stillen Abenden nach einem kleinen Kirchhof im Haslithal die langgezogenen Trauertöne, wie

einen freundlichen Brudergruß hinabgeschickt, und wer sei jenen Tagen, zumal am Abend, solche Töne hört, dem geht's wie ein Zauber durch's Herz.

So erzählte die schöne Frau, während der volle Mond drüben über die Daube heraufzog, das ganze Bild mit seinem Zauberlicht umfluthend. Um ihre Augen aber flimmerte es, als leuchteten dort stille, heimliche Thränen in himmlischem Sternenlicht.

X.

Schynige-Platte und Faulhorn.

Wer außer dem bisher Geschilderten noch die übrigen, bedeutenderen Punkte des Berner Oberlandes sehen will, thut wohl am besten, von Interlaken aus die Schynige-Platte und das Faulhorn, oder auch gleich von Grindelwald aus direkt das letztere zu besteigen und von da über die große Scheidegg nach Rosenlaui und Meyringen hinab zu wandern.

So haben wir es im Sommer 1872 gethan und sind dann von Meyringen das schöne Haslithal zur Grimsel hinaufgestiegen, um von da aus das obere Rhonethal hinabzuwandern, welches eben so weit südwärts vom Gipfel der Jungfrau entfernt liegt, als der Brienzer See, mit dem es parallel läuft, nordwärts. Wir waren damals auch zu Dritt, denn die Stelle der befreundeten Tochter vertrat ein eigener Dreizehnjähriger, der dem geneigten Leser und der holden Leserin wohl hinreichende Bürgschaft bietet, daß auch in dem Folgenden nicht von „allzuharten Touren" die Rede sein werde. Vom Rhonethal aus bestiegen wir dann das südliche Gegenstück des Faulhorns oder Lauberhorns, das etwa drei Stunden hinter dem Gipfel der Jungfrau stolz über den größten Jungfrau-, ja den größten Alpen-Gletscher, den Aletschgletscher aufsteigende Eggishorn. Von dort lockte uns das stolze Matterhorn gar zu mächtig an, so daß wir hinab nach Vispach eilten, um einen Abstecher nach dem südwärts von demselben

gelegenen Zermatt zu machen. Dann aber wanderten wir wieder von Vispach über Leuk und die Gemmi dem Kanderthal zu und hinab nach dem stolzen Niesen und dem freundlichen Thuner See und haben so rings um die Jungfrau den Kreis vollendet, der wie kein anderer überreich ist an majestätischen Alpenbildern, und auf dessen ganzer Linie sich ununterbrochen eine Perle an die andere reiht.

Als am 6. August genannten Jahres, nach manchen trüben Regentagen, die schneeweiße Jungfrau in hellstem Morgensonnenglanz in das Bödeli herabstrahlte, stürmte die aufgestaute Menge der Interlaker Hotelgäste jeglichen Ranges zu Fuß und zu Pferd, zu Wagen und zu Schiff, nach allen Richtungen hinaus in die Oberlandsberge, zum Gießbach oder in's Haslithal oder hinaus an die freundlichen Gestade des Thuner See's. Der bisher in den Bergwirthshäusern eingeregnete Tourist aber rückte mit reisemüdem Gesicht und den schmutzigsten Stiefeln, wie sie ein so fashionabler Badeort wie Interlaken doch wohl selten gesehen hat, als Gegenströmung zu „einiger Erholung" in die leergewordenen Hotels ein, denen dafür das Thuner Dampfschiff gegen Mittag die Massen der Neuangekommenen zuführte.

Wir aber wanderten wettermuthig dem am Eingang des Lauterbrunner Thales liegenden Dörflein Gsteig entgegen, um von da aus den am rechten Lütschinenufer aufsteigenden, mit der breiten Frontseite Interlaken zugewendeten Berg zu besteigen. Dieser schön bewaldete, bis zu seiner Spitze grün bewachsene Berg, dessen zwei auffallende Felsenkronen Daube und Gummihorn genannt werden, zeigt auf der südlichen Rückseite eine überaus auffallend große, völlig kahle Fläche glatten Schiefergesteines, welche die Schynige Platte genannt wird. Von Mürren und andern Stellen des Lauterbrunner

und Grindelwalder Thales aus gesehen, macht dieselbe beinahe den Eindruck, als ob dem Haupte dieses Berges etwas Menschliches passirt wäre und der wenig beliebte Mondschein der Kahlköpfe auch schon über den Urbergen der Alpen aufgehen wolle. Diese Schieferfläche reflektirt aber nach frischem Regen die widerscheinende Sonne derart, daß sie weithin die Sonnenstrahlen zurückwirft, und hell wie eine Sonne glänzt oder wie der Allemanne sagt: schynt. Die Uebersetzung Scheinige Platte, die sich nun selbst auf den Wegzeigern findet, ist sachlich und sprachlich zu verwerfen, und müßte zum mindesten Scheinende Platte heißen.

Die Eisenbahn führte zwar damals so wenig wie jetzt zu dieser Schynigen Platte, und ich vermuthe, daß sie noch lange nicht da hinauf führen wird, aber die Fähnchen der Ingenieure flatterten damals doch an den furchtbaren Abgründen des Berges, dessen Bahn jedenfalls die kühnste und grausigste aller bisherigen Alpenbahnen sein würde.

In Gsteig stand der weiße Pudel des Hrn. Pfarrers wartend unter der Thüre, um im Anschluß an die erste passende Gesellschaft nach so vielen monotonen Regentagen einen erfrischenden Spaziergang zu unternehmen. Wir waren ihm offenbar genehm, und so führte er uns, den Weg zwei und dreimal durchmessend, als muntere Avantgarte stets besorgt nach uns umschauend, ob wir auch wirklich kämen, zu dem in 2 bis 3 Stunden von Interlaken aus bequem zu erreichenden kleinen Wirthshäuschen „Schönegg", von wo er dann fröhlich und vergnügt seinen Rückweg antrat. Dieses niedliche Wirthshäuschen, in dem zur Noth auch ein Nachtlager zu finden ist — der Pächter darf Fremde nur „im Nothfall und bei schlimmem Wetter" übernachten — bietet zwei herrliche Aussichtspunkte, nördlich hinab auf den Thuner

und Brienzer See und südwärts auf das Lauterbrunner Thal mit Eiger, Mönch und Jungfrau. Der ältere Weg, welcher übrigens noch in den meisten Reisebüchern beschrieben ist, führte weiter nach der Nordseite des Berges über die Breitlauenenalp und ist dem besser angelegten über die Schönegg gewichen.

Von der Schönegg steigt der Weg, der bis dahin stets durch dichten Wald sich aufwärts wandte, über eine steile sonnige Alp hinan, um dann an dem obersten Rande der etwa 5000 Fuß hohen, fast senkrecht in das Grindelwalder Thal abfallenden Felswände, aus dessen Tiefe das Gletscherwasser der Lütschine heraufschimmert, zu dem Hotel „Alpenrose" hinzuführen. Einer der schönsten Einblicke in die Gebirgswelt des Berner Oberlandes eröffnet sich hier dem glücklichen Wanderer, dem es, wie damals uns, beschieden ist, einen wolkenlosen Himmel über dem prachtvollen Berggebäude ausgebreitet zu sehen, aus dem das Wetter- und Schreckhorn, der Eiger (hinter welchem die Spitze des Finsteraarhornes herausschaut), der Mönch und die Jungfrau als die mächtigen Felsendome emporragen, deren Gipfel, in gerader Linie durch die Luft gerechnet, nicht mehr als etwa drei Stunden von uns entfernt sind. Außerdem liegt südwärts zu unseren Füßen Grindelwald mit seinen beiden Gletschern, die wir bis zu ihren Quellen verfolgen, und rechts davon das Lauterbrunnerthal mit seinem Staubbach und dem Schmadrifall im fernen Hintergrunde. Gehen wir aber auf die Höhe der „Daube" hinauf, so liegt tief unter uns nach Norden das Thal der beiden Seen von Brienz bis zum Fuß des Niesen und in der Mitte die Hotelstadt Interlaken.

Ein unbeschreiblich schöner Sonnenuntergang vollendete die ergreifende Wirkung dieses Bildes, dem leider nichts

fehlte, als eine größere Anzahl von empfänglichen Seelen. Eine kleine Wolke mit feurigem Goldsaume verbarg einen Augenblick die untergehende Leuchte des Tages, und von ihr aus zogen goldene Strahlenlinien weithin über den Abendhimmel, bis sie selbst in die Tiefe sank, noch lange die Spitzen der Berge vergoldend. „Schade!" hörten wir einen Schlesier, der zu Pferde angerückt war, seinen Damen versichern, „Schade, daß die Sonne hinter Wolken untergegangen! Aber einen reinen Sonnenuntergang sieht man überhaupt gar selten. Ich habe einmal in meinem Leben einen Sonnenuntergang gesehen, der einen unvergeßlichen Ein—" „Meine Herren und Damen," sagte die freundliche Wirthsfrau, „darf ich zum Abendessen bitten?" Ihrem Wunsche wurde freudig willfahrt! Es ist eine der beiden, durch Bädeker berühmt gewordenen „stattlichen Wirthstöchter von der Wengenalp", die jetzt als eben so umsichtige und tüchtige, wie freundliche Wirthsfrau hier waltet. Man kann von solchen Häusern nur die angenehmsten Erinnerungen mitnehmen, und die weibliche Bedienung versteht es vortrefflich, die nöthige Energie neben der herzlichsten Freundlichkeit zu entwickeln, beides gerade da, wo es am Platze ist. „Ich habe einmal in meinem Leben in Neapel einen unvergeßlichen" — hörten wir während des Abendessens wieder die Stimme unseres Schlesiers, als sein Nachbar mit der rohen Frage dazwischen fuhr: „Bitte, darf ich Sie um die Wasserflasche ersuchen?" Es vergingen aber keine fünf Minnten, so fand für den hartnäckigen Erzähler sich wieder eine glückliche Gelegenheit, das Gespräch auf Sonnenauf- und Untergänge zu bringen. Aber so oft der biedere Schlesier glücklich an dem Punkte angekommen war, seinen neapolitanischen Sonnenuntergang vortragen zu wollen, schnitt ihm

des Schicksals grausame Fügung die Rede mitleidslos durch, und wir haben nie erfahren, wie und wann der „einzige schöne Sonnenuntergang" stattgefunden hat. Den unsrigen hätten wir uns übrigens nicht schöner wünschen können.

Ein eben so reiner Sonnenaufgang wurde uns am nächsten Morgen zu Theil. Ein solcher hat immer seine eigenen Reize; aber an und für sich ist doch der Sonnenuntergang ein viel farbigeres und reicheres Schauspiel, und der oft sehr gepriesene Reiz des Sonnenaufganges besteht wesentlich in dem Ungewohnten und dadurch in einer gesteigerten Empfänglichkeit des Beschauers. Das ganze Berner Oberland lag wolken- und nebellos vor unsern Augen, nur zu rein und klar, um beständiges Wetter zu versprechen.

Um sechs Uhr des Morgens brachen wir nach dem Faulhorn auf, wohin ein gut hergestellter Weg in vier bis fünf Stunden führt, und für einen rüstigen Wanderer ist dieser Aussichtspunkt ohne besondere Mühsale zu erreichen. Der Weg ist großartig und bietet in seinem ersten Dritttheil die herrlichsten Aussichten, bald rechts hinab über die schöne Iseltenalp nach Grindelwald, bald links über den Berggrat hinunter nach dem Bödeli. Dann tritt man in ein baumloses, auf beiden Seiten von hohen weißlichgrauen Felsenwänden zugeschlossenes, seltsam phantastisches Thal, das Sägisthal, und steigt dann wieder sanft zu einem weiten Gebirgskessel hinab, in dessen Mittelgrund ein stiller einsamer See mit einer dunklen Sennhütte liegt — ein Bild stillster stilvollster Hochgebirgs-Einsamkeit. Von da an zieht dann an dem grünen, schwindelhaften Zuckerhut des Schwabenhorns vorbei ein gutgehaltener Reitweg an einer mächtigen, überaus steilen Felswand hinauf bis zu einem windigen Felsenplateau, das uns wieder den Blick nach den Berneroberlandsbergen

gestattet. Von da aus sehen wir oben an dem ebenfalls zuckerhutartigen Gipfel des Faulhorns ein Häuschen hängen, wie ein Vogelkäfig, das an einem Baumstumpf angebunden ist, und wir entsetzen uns bei dem Gedanken, in diesem höchsten Berghaus der Alpen, vielleicht ganz Europa's, etwa einen Gewittersturm erleben zu müssen. Und wahrhaftig: schon krochen allerlei verdächtige Nebelstreifen, wie tückische Schlangen, in ihren gekrümmten Linien von dem Grindelwalder Thal über die Alpenwaiden herauf und ein scharfer Wind strich über die Höhe. Aber sobald wir etwas mehr auf die Südseite des Faulhorns, zwischen seinen Gipfel und das felsenmächtige Simelihorn gekommen waren, präsentirte sich das Gasthaus als ein überaus solides, in einem tüchtigen Bergausschnitt wohl geschützt liegendes Haus.

Wir hatten allerdings fünf Stunden gebraucht, und als wir froh dem Hause mit erneuter Anstrengung zuschritten, hörten wir wohl den Mitleidsruf der Hausmagd: „Ach Gott des Bübli!“ Aber auch über ihn ist die Ohnmacht nicht gekommen, welche hier zuweilen die allzu abgemüdeten und erhitzten Besteiger oder noch häufiger die Besteigerinnen, vielleicht mit in Folge der beträchtlichen Höhenlage einige Zeit nach der Ankunft überfallen soll. Das Gasthaus liegt nämlich 8250 Fuß über dem Meer, über 1000 Fuß höher als das Riesenhaus.

Eine prachtvolle Aussicht auf die auch von der Schynigen Platte sichtbaren Berge entschädigt für den weiten Weg. Der Standpunkt ist erheblich höher und mehr nach Osten gerückt, als auf der Schynigen Platte, wodurch das ganze Bild wesentlich gewaltiger und wilder geworden ist. Besonders treten hier das Finsteraarhorn und das Schreckhorn in ihrer ganzen Majestät hervor und geben dem

Bild einen außerordentlich erhabenen Charakter. Wir sahen bei unserer Ankunft diese Bergriesen noch mit wenigen weißen Nebelstreifen durchzogen, aber bald rückte von Osten wie von Westen ein lichter eiliger Wolkenstreifen herauf — und wenige Minuten später sahen wir nichts mehr als Nebel. Bald aber leuchteten die Blitze, fernher grollte der Donner, und endlich fiel ein ganz niedlicher Schnee und versetzte uns, um halb sechs Uhr, in gemüthliche Abenddämmerung. Die Lampen wurden in dem festungsartigen Hause angezündet, die meisten der ermüdeten Damen und auch einige andere Besucher zogen sich in ihr Zimmer, oder vielmehr, weil dieses zu kalt war, in ihr Bett zurück. In der gut geheizten Wirthsstube aber hatte sich bald eine ganze Schreibgesellschaft organisirt, etliche Journalisten schienen nicht zu fehlen, und im Allgemeinen herrschte großes Vergnügen über den kräftigen Schneefall am 7. August des Jahres 1872.

Am andern Morgen weckte nach vier Uhr die Hausglocke zum Sonnenaufgang. Bis tief hinab war das Faulhorn in Schnee gehüllt, festgefroren klebte er an den Fenstern und die paar Dutzend Schritte auf die hinter dem Hause liegende Bergspitze waren zu einer Schneefeld-Wanderung geworden. Man glaubte sich da fast in eine Art Kloster eines neuen deutschen Ritterordens versetzt, denn in lange, gleiche, weiße Mäntel gehüllt erschien eine Gestalt um die andere — denn nur in des Bettteppichs warmer Umhüllung war es auf solcher Höhe auszuhalten. In wunderbarer Herrlichkeit und Größe lag das unbeschreibliche Panorama vor den beglückten Augen der vielen Gäste, welche das wirthliche Dach bis zum letzten Bette beherbergt hatte. Die alten Klagen über das Bergwirthshaus, in dem besonders seit Meidinger's Zeit Nachts immer ein kleines Kind von

den Gästen gewiegt werden mußte, wenn sie schlafen wollten, sind verstummt. Der seit Jahren hier waltende Wirth hat nur eine einzige Tochter, die nicht mehr wie ein Kindlein schreit, sondern mit bewunderungswürdigem Geschick und Takt die so schwierige Wirthschaft leitet, deren Preise zudem in keiner Weise übertrieben sind.

Von dem Faulhorn führt ein Weg mit reicher Abwechslung voll der schönsten Aussichtspunkten und kleinen Landschaftsbilder in fünf Stunden an der Nähe der großen Scheidegg vorbei nach dem Rosenlaui-Bad; besonders der Punkt an dem kleinen Bachalp-See, dann die wundervolle Uebersicht des ganzen Grindelwalder Gebirgskessels von den Bachalp- und ebenso wieder von den Grindelalp-Hütten vereinen das Großartige gigantischer Bergbilder mit den lieblichsten Färbungen dunkler Felsenwände, bläulich duftiger Berge, grüner Alpen und weidender Heerden als Vordergrund. Schon um fünf Uhr des Morgens hatte sich hinter dem glänzenden Spiegel des Vierwaldstädter- und Zuger-See's, links von den scharfgezeichneten Spitzen des Rigi und Pilatus eine dunkle Wolke gelagert, in der wir bald einige Blitze bemerkten, und wer des Wetters kundig war, traute, um des wehenden Föhnes willen, dem glänzenden Anfang des Tages wenig. Dem entsprach denn auch schon während unseres Herabsteigens das zahllose Niederfallen von Lauinen, von denen wir auf dem Schwarzwaldgletscher mehrere niederstäuben sahen, während wir von vielen andern nur das dem Donner sehr ähnliche Rollen hörten. Mit diesen Böllerschüssen der Alpengeister wechselten fernher, vom Weg nach Grindelwald herübertönend, die langgezogenen Töne des Alphorns, in denen dort der Arme den nicht immer freundlichen Reisenden um eine milde Gabe angeht; hier oben aber

klang es wie lauter Glück und Friede. Ein solcher Tag sollte einen jeden Reisenden vollbeglücken, auch wenn ihm Tage folgen, von denen er sagt: „die gefallen mir nicht". Aber es gibt in der That viele Reisende, welche meinen, so lange sie die Schweiz mit ihrem Besuche beehren, sollte den ganzen Tag die Sonne und jede Nacht der Vollmond am wolkenlosen Himmel stehen. Und doch ist es in der That nicht möglich, daß das schöne Schweizerland vom Juni bis zum Oktober ohne Regen auskommt. Also fiel es uns denn auch nicht ein, zu klagen, daß, als wir in dem großen und äußerst appetitlichen Rosenlaui-Bade angekommen waren, auch wieder gewittrige Streifregen das allerdings in der letzten Zeit überreich befeuchtete Erdreich neu zu begießen anfingen: wir hatten wenigstens den einen Vortheil davon, daß die zwei großen und zahllose kleine Wasserfälle, die sich in nächster Nähe des Hotels befinden, dadurch nur an Majestät gewinnen konnten.

XI.

Regenplaudereien am Reichenbach.

Von Rosenlaui an den Reichenbach bei Meyringen führt einer der schmutzigsten, steilsten und holperigsten, aber auch landschaftlich reizvollsten Wege des Berner Oberlandes. Vom Badhaus an wandern wir zuerst das breite, sanft absteigende grüne Wald- und Wiesenthal hinab, welches der wilde Reichenbach in tief eingerissener Schlucht durchtobt und von dessen hohen Felsenwaldungen da und dort silberweiße Staubbäche herabwehen. Hinter uns hebt sich aber immer sichtbarer der obere Rosenlauigletscher in seiner reinen Kristallpracht von dem blauen Himmel ab, während den Hintergrund des Thales die grauen, gewaltigen Felsenhörner des Well- und Wetterhorns schließen.

Es war ein schwüler Morgen, und gar bald wälzten sich die grauen Nebel wie schwere Wolkensäcke über die Scheidegg herüber, um in gar seltsam abgegrenzten Gestalten in das Thal herabzusinken und auch uns zuweilen mit plötzlichen Regenschauern zu überschütten. Dem folgte dann in raschem Wechsel der schönste Sonnenschein, das herrlichste Himmelsblau und dann wieder undurchdringlicher Nebel, welcher uns zuweilen plötzlich den Blick auf einzelne Parthien der Landschaft von überraschender Schönheit eröffnete. So erschienen ganz besonders die starren Felsenzacken der Engel-

hörner und des Wellhorns, wenn sie in steter Veränderung des Bildes aus dem steigenden und fallenden, bald lichteren, bald dichteren Nebelgewölk hervortraten, als ein überaus malerischer Hintergrund der tannengekrönten Felsenschlünde, oder der freundlichen Wiesenpläne der wechselreichen Thalsohle dieses als wahre Malerheimath vielberühmten Thales.

Dieses selbst endet, zwei kleine Stunden von Rosenlaui abwärts, hoch oben auf der linken Bergwand des Haslithales, auf welches es im rechten Winkel stößt, und hier bietet sich uns auch gleich ein majestätischer Ausblick über dieses vielberühmte, eben so fruchtbare als malerisch schöne Thal. Wir freilich eilten diesmal den schlechten Saumpfad, welcher von da die steile Thalwand hinabführt, den Reichenbachfällen zu, denn immer nässer und nässer wurde es um und unter und über uns, bis auch an uns nicht mehr viel Trockenes übrig war. Im Eilschritt überholten wir die verzweifelten Vergnügungsreisenden, welche in ihrer völligen Konsternation, wie gewöhnlich, das Verkehrteste thaten, und von denen nur zwei muthige Damen mit gleicher Todesverachtung vor uns her stürmten, mit ihren in schönern Stunden untadelhaft weißen Unterkleidern als mit entsetzlich anzuschauenden Aufputztüchern den Treppenweg hinter sich abkehrend. Ja diese Ruinen einer vergangenen Herrlichkeit schwänzelten dabei mit einer so impertinenten Vergnüglichkeit bald rechts, bald links, allzeit munter über Stock und Stein, daß der Ernst des Mitleids auch in der empfindsamsten Brust ersterben mußte. Endlich, nachdem wir unempfänglich für Alles, was zu den wässerigen Naturerscheinungen gehört, an den Reichenbachfällen vorbeigestürmt waren, kamen menschenwohnliche Dächer in Sicht, und bald nahmen uns die gastlichen Thore des Reichenbach-Hôtels, deren Erstversuchtes freilich ein Stallthor

war, in ihre schützende Mauern auf. Ach, wie unendlich wohlthuend war uns doch hier der schrille Klang der Portiersglocke und wie eminent lobenswerth erschien uns damals die seltene Kunst des Hausknechts, mit welcher er die den Füßen eng verwachsenen Stiefel durch allerlei Gewalt und List ihren überaus anhänglichen Insassen abzutrotzen wußte. Ja, wie köstlich erschienen wir uns bald im Nationalcostüm des Wirthes und der Zimmermädchen, das uns in der liebenswürdigsten Weise aufgezwungen wurde. Es ist schon etwas Schönes um diese guten Schweizerregen, nämlich wenn sie vorüber oder wir im Trockenen sind.

So saßen wir denn jetzt anstatt im Bären von Meyringen in dem Hôtel Reichenbach, das wir zwar in unserm Berlepsch nirgends finden, an dessen Existenz wir aber trotzdem nicht mehr zweifeln konnten. Derweilen läutete es zur Tafel, wo wir eine freundliche deutsche Gesellschaft fanden, unter der wir bald in heitern Regenplaudereien die Ungunst des Tages vergaßen.

Als wir im Laufe des Gespräches die seltsame Thatsache erwähnten, daß dieses Gasthaus in unserm Reisebuch gänzlich fehle, versicherte uns ein kleiner lebhafter Herr, der unverkennbar der löblichen Zunft der Maler angehörte, früher sei dieses Haus wohl in dem Buch gestanden, aber mit ganz bösartigen Randglossen, welche ihrem Urheber einen garstigen Prozeß zugezogen, so daß, wie die Randglossen zuerst dem Wirth, nun die Folgen des Prozesses dem Verfasser übel mitgespielt hätten, welcher sich zum Schlusse mit gänzlichem Schweigen rächte.

Und das hat sich seitdem weiter gesponnen, ließ sich das militärisch aussehende, jugendfrische vis à vis unseres Malers vernehmen. Der alte „Berlepsch“ ist gar nicht mehr

Berlepsch, sondern nur noch Meyer, und der abgedankte Autor hat sich nun, gewaltsam von seinem eigenen Werk geschieden, mit einem alten, guten Buche, dessen Autor freilich fataler Weise den Namen „Kohl" führt, neu vermählt. Dem zufolge sehen Sie hier den neuen „Berlepsch-Kohl", ein für Anfänger im Schweizerreisen recht geschickt gearbeitetes Buch. Von unserem Gasthof redet er freilich auch jetzt noch in alter Liebe nur als von einem „wenig frequenten".

Was mich betrifft, fiel jetzt ein älterer sächsischer Kaufmann ein, so lobe ich mir, trotz all seiner Nachfolger, den alten Bädeker. Was ich aus einem Reisebuch erfahren will: Routen, Wege, Fahrgelegenheiten, Gasthöfe und die wichtigsten Sehenswürdigkeiten, das enthält es zuverlässig und übersichtlich, das Uebrige aber sehe ich wenigstens ohne Beschreibung.

Aber mir, sagte seine stattliche Gattin, ist der braune Berlepsch doch viel angenehmer. Seine schönen Panoramen und Bildchen und der anmuthiger geschriebene Text sind mir eine gar lebendige und ansprechende Erinnerung an das Gesehene, während mich schon die garstigen Panoramen Bädekers mit ihrem Himmel von Ultramarin und ihren schmutziggrauen Gletschern von vorn herein abstoßen.

Sie schätzen die schönere Form, sagte der Militärische. Und auch die Darstellung Berlepsch's ist feiner und wissenschaftlicher, wie sich ja Berlepsch überhaupt um die Alpenreisenden und um die Alpenliteratur große Verdienste erworben hat. Deshalb kann ich ihn auch nicht tadeln, daß er es wagte, die Beutelschneiderei einzelner Wirthe rücksichtslos an den Pranger zu stellen!

Aber ich bitte Sie, sagte der Sachse, wohin können solche scharfe und manchmal wohl auch leidenschaftliche Urtheile

führen, die sich zudem oft nur auf den Eindruck einiger Minuten gründen? Von den getadelten Wirthen werden sicherlich nur wenige dadurch besser, alle aber werden erbittert und wird dann in nächster Auflage nur irgend eine Beurtheilung günstiger, so schwört das ganze Heer der Getadelten auf Bestechung. Und wo, wie in der Schweiz, die Wirthe, Kellner und Wirthschafterinnen so häufig wechseln, gilt ja jedes detaillirte Urtheil eigentlich nur für eine kurze Vergangenheit.

Ganz einverstanden, rief der Kleine, ich sehe auch nicht ein, was der „delikate Hammelsbraten in Lungern", oder die „ungemein freundliche Wirthin in Bergün", oder die „protzige Bedienung in Viesch" in solchen Reisebüchern soll, die dagegen noch manches Nützliche an Karten und Panoramen bieten dürften. Freilich, solche Kärtchen, wie mein sonst so trefflicher, uns Bergsteigern von Profession ganz unentbehrlicher grüner Tschudi hinten eingeklebt hat, würde ich ihnen allen erlassen.

Ich auch die vielen falschen Preisangaben, sagte die Sächsin. Was von Preisen in einem Reisebuche steht, sollte mindestens der Wirklichkeit entsprechen.

Aber liebe Frau, sagte der Gatte mit Lachen, darüber kannst du ja gar nicht urtheilen! Sie müssen nämlich wissen, wandte er sich an uns, daß zwischen uns beiden eine Art von Vertrag besteht, wornach meine Frau mir schon auf der Hochzeitsreise schwören mußte, auf allen Reisen unbedingt darauf verzichten zu wollen, daß ihr jemals eine Spezifikation der Reisekosten mitgetheilt werde. Unsere Frauen sind in der Regel auch unsere heimischen Wirthshauspreise so wenig gewöhnt, daß sie sich durch die für ihre gewohnte häusliche Berechnungsweise thatsächlich enormen Differenzen immer wieder auf's Neue verdrießen lassen. Aber wozu das? Ich

sage immer, man muß in solchem Falle jeweils einen halben Schneeberg, einige Portionen Alpenluft als eine Art Entrée dazurechnen, dann sind die Schweizerpreise alle in der That noch ganz bescheiden zu nennen.

Gewiß, sagte der Militärische, wenn man bedenkt, daß von diesen Schweizer Gasthöfen die meisten höchstens drei Monate lang auf einen lebhafteren Besuch rechnen dürfen, ja daß eine große Menge derselben acht volle Monate geradezu leer steht, so wird jeder billig Denkende, sofern er sich überhaupt nur mit dem Begriffe der Kapitalrentabilität vertraut gemacht hat, zugestehen müssen, daß, einzelne Ausnahmen abgerechnet, die Preise in der Schweiz thatsächlich begründet und die Leistungen dabei meist recht anerkennenswerth sind.

Ja, ja, sagte der Sachse, Sie haben recht. Ueberhaupt meine ich, Sparen und Reisen, zumal mit Frauen, verträgt sich schlecht zusammen. Wenn ich sparen will, bleibe ich daheim, und wenn ich reise, dann sage ich mir, daß das Geld kostet. Einer wirklich naturverständigen Frau, und dazu gehört die Meine, fügte er mit freundlicher Patschhand hinzu, ist auch die Summe nie zu viel, aber man vermeide die Spezifikation, so lautet meine Reiseregel, die ich allen in weiblicher Gesellschaft Reisenden bestens empfehle.

Meine Herrschaften, sagte jetzt der herantretende Oberkellner, mit Anbruch der Dunkelheit wird der Reichenbachfall beleuchtet!

Das haben wir uns darnach, da der Regen längst aufgehört hatte, noch angesehen, denn es hat immer etwas gar Anziehendes und Fesselndes, das wunderbare Raketenspiel eines solchen Falles in dem isolirenden Farbenglanz bengalischer Beleuchtung zu betrachten.

Als wir aber am Abend uns wieder um die Tafel des heimischen Hauses sammelten, hatte sich noch ein hübsches, blondgelocktes Töchterlein des sächsischen Ehepaares eingefunden. Sie war den Mittag drüben in Meyringen gewesen und erzählte mit vielem Humor ihre Regenerlebnisse, wobei sich der sonst so unruhige kleine Maler als besonders aufmerksamer Zuhörer bewährte. Es stellte sich heraus, daß die Familie morgen über den Brünig wollte, worüber sich jedoch das Töchterlein beklagte, da sie noch keine Zeit gefunden habe, diese Route zu studiren, und doch im Grunde die Reisemarschallin machen müsse.

Diese Route, bemerkte ihr der Maler, ist überaus einfach. Sie führt zunächst von hier auf die Brünighöhe mittelst einer langen und steilen Fahrstraße, die jedoch einige schöne Ausblicke auf das weite Haslithal bietet. Dann geht es drüben durch einen prächtigen Wald steil hinab nach Lungern mit dem interessanten, noch jetzt deutlich erkennbaren Seebecken, dessen Wasser Tulla vor dreißig Jahren abgeleitet hat, und von da noch steiler hinab nach dem weiten Thalboden von Sarnen mit seinem freundlichen See. Von da gelangen Sie dann, die Thalebene hinaus, an den Alpnachter See, mit Blicken auf den Pilatus und zuletzt, über den Seespiegel hinüber, auf den milden, sonnigen Rigi.

Ach, erzählen Sie doch etwas Näheres vom Rigi, entgegnete die jungfräuliche Reisemarschallin, denn von ihm habe ich schon so Vieles gehört und kann mir doch eigentlich gar keine klare Vorstellung von ihm machen.

Ich will es versuchen, sagte der Kleine, denselben so gut wie möglich zu beschreiben. Denken Sie sich also den Rigi etwa als eine an der Pforte der Gotthardstraße von Osten nach Westen hingelagerte Riesensphinx, die linke Seite vom

Vierwaldstätter See bespült, die Brust gegen Westen, das Haupt ein wenig nordwärts, dem Zuger See zugewendet, auf der rechten Seite das schöne Goldauer Thal mit den Schwyzer Mythen im Hintergrund. Auf diesem zwei bis drei Stunden langen Bergstock des Rigi befanden sich noch im Anfang unseres Jahrhunderts nur die zwei kleinen Wirthshäuschen des Klösterli's und des kalten Bades. Jetzt ist zwischen den anderthalbhundert Sennhütten eine Anzahl mächtiger Gasthöfe über den Berg hingestreut, die gegen 1200 Fremde übernachten können. Davon steht, um in dem Bilde zu bleiben, das Kulmhaus auf der Höhe des Kopfes, das Staffelhaus auf dem Nacken, Kaltbad auf dem linken, das bescheidene Klösterli auf der rechten Vorderschulter, doch so, daß dem letzteren durch die starke Biegung des Kopfes nach rechts fast alle Aussicht zugeschlossen ist; auf dem höchsten Punkt des Hintertheils, fernab von den andern, aber liegt Rigi-Scheideck. Da endlich, wo die Wege von Kaltbad nach Klösterli und von Staffel nach Scheideck sich kreuzen, steigen jetzt die Mauern des neuen Aktienhôtels Rigifürst empor.

Da sollten wir aber doch auch einige Tage bleiben, sagte die Tochter zum Vater gewendet, und dieser meinte, wenn es auch schon ein wenig lange her sei, seit ihn die Hochzeitsreise dahin geführt habe, so sei ihm der Rigi noch in schönster Erinnerung.

Gewiß, entgegnete der Maler, ein paar Tage dort zuzubringen empfiehlt sich viel mehr, als ein bloser Eilbesuch, und die Frau Gemahlin und Tochter werden es sicher nicht bereuen, wenn das Wetter irgend erträglich ist. Denn, wie der Rigi selbst weiblichen Geschlechts sein und eigentlich „die Rigi“ heißen soll, so ist er jedenfalls mit vollem Recht der

Liebling der Frauenwelt geworden. Und in der That gibt es kaum eine großartig-schönere Aussicht als vom Kulm, ein farbenprächtigeres Landschaftsbild als vom Rigirothstock, und durch die Größe des Vierwaldstätter Sees mit all dem Reiz des Farbenwechsels großer Wasserflächen, wie durch den koulissenartigen Aufbau naher und ferner und fernster Gebirge, ist diese Landschaft zu alle Dem noch einem steten Wechsel der Farbentöne unterworfen und daneben ändern Nebel- und Wolkengebilde fort und fort an ihren milden, reichen und überraschenden Contouren.

Aber welchen Weg rathen Sie uns einzuschlagen, fragte die Mutter. Ist die neue Bahn wirklich bedenklich, oder sind andere Wege auch an und für sich schon schöner?

Von der Luzerner Seite aus empfiehlt sich, antwortete der Kleine, der Weg von Weggis aus kaum mehr, denn es ist immerhin ein ermüdendes Steigen und lohnt sich weniger als etwa der von Arth oder Goldau ausgehende Weg auf der entgegengesetzten Bergseite, welcher noch viel zu Fuß gemacht wird. Die neue Bahn aber, deren persönliche Besichtigung sofort alle Beängstigung beseitigt, steigt mit einer bis zu 25 Prozent reichenden Steigung von der Dampfschiff- und Eisenbahnstation Viznau an auf der südlichen Langseite des Berges bis zum Kaltbad hinauf und von da noch weiter bis gegen das Staffelhaus.

Das Gelegenste wäre also demnach Kaltbad, meinte der Vater.

Ich möchte es kaum empfehlen, entgegnete der Maler. Abgesehen davon, daß zu dieser Jahreszeit nur schwer und durch allerlei Kunstgriffe ein Zimmer zu bekommen ist und die Preise hier weitaus die höchsten sind, hat das schön gelegene, mit prachtvollem Park und Terrasse versehene Hotel

doch für die meisten Touristen eine wenig ansprechende Vornehmheit erlangt. Wer nicht einen weltbekannten Namen dahin mitbringt, wird sich in diesem Sammelplatz der Diplomaten und Künstler, der „glänzenden" Welt in strengstem Wortsinn schwerlich sehr behaglich fühlen und von den dienstbaren Geistern leicht mit jener vornehmen Minderbeachtung behandelt, welche hier geradezu Prinzip wird.

Das Kulmhaus, welches für den eiligen Sonnenaufgangs-Touristen sich bestens empfiehlt, würde ich Ihnen wegen seiner übergroßen Lebhaftigkeit und seiner isolirten und windigen Lage weniger empfehlen als das Staffelhaus, welches als Centralpunkt für einen Aufenthalt von wenigen Tagen sich vor Allem empfiehlt, während die am weitesten abgelegene Scheidegg, ein überaus beliebter Luft-Kurort, sich für einen auf Wochen sich erstreckenden Aufenthalt eignet, stiller und in der Gesellschaft weniger dem täglichen Wechsel der Personen unterworfen. Das Klösterli aber empfiehlt sich durch seine Billigkeit einfacheren Reisenden, bietet aber keinen Blick auf die Schneeberge oder auf den See. Im Uebrigen kann man nur sagen, daß eigentlich alle diese Etablissements gewissen Bedürfnissen auf das Beste entsprechen und deßhalb alle gelobt werden, außer von den Reisenden, welche nicht nach ihren eigenen Bedürfnissen wählten und das Göthe'sche Wort vergaßen: „Eines schickt sich nicht für Alle."

Im weiteren Verlauf des Gespräches stellte sich heraus, daß die sächsische Familie erst den Tag zuvor über die Scheidegg angekommen war und eigentlich von den Schönheiten des Haslithals noch nicht viel gesehen hatte. Als darauf der Maler dem blondlockigen Töchterlein zu dessen sichtlicher Freude zusprach, von ihrem Marschallamte einen gemessenen Gebrauch zu machen und zuerst dem Haslithale

selbst noch einen oder zwei Tage zu schenken, unterstützten wir diesen wenn auch offenbar nicht ganz selbstlosen Rath von Herzen, weil ein solcher Entschluß allen Betheiligten erfreulich werden konnte, und das Aufleuchten der offenherzigen Blauäugelein, als der „liebe Papa und die liebe Mama" zustimmten, legte uns die Vermuthung nah, es möchte sich in diesen zwei Tagen ein zartes Netz um diese jungen Herzen legen, das sie vielleicht für immer möchte gefangen nehmen. Wir wunderten uns also auch nicht, daß, als wir nicht gar frühe zur Ruhe gingen, die kluge Kleine immer noch „absolut keinen Schlaf" hatte. So sagten wir denn Allen Lebewohl, doch als wir in der ersten Frühe des andern Morgens reisefertig in den Saal zum Frühstück kamen, saß schon der freundliche Maler auf dem anmuthigen Gartenbalkone draußen, die Augen fest auf die Saalthüre gerichtet. Daß er gerade unseretwegen so frühe da unten auf dem Posten war, hat er uns nicht versichert, aber einen freundlichen und fast gerührten Abschied hat er von uns genommen und wir haben ihm von Herzen vergnügte Tage und alles Gute gewünscht.

XII.

Zur Grimsel.

Von Meyringen zur Grimsel braucht man aufwärts wohl acht und mit Besichtigung der finstern Schlauche und des Handeckfalls neun bis zehn Stunden. Der also, dem das, wie doch den meisten Frauen, zu viel ist, nimmt dann Pferde, um schneller hindurch zu sein; wer sich aber lieber die Zeit dazu gönnt, wandert am ersten Tage gemüthlich die vier Stunden bis Guttannen hinauf, wo er eine recht freundliche und allen verständigen Ansprüchen völlig genügende Unterkunft in dem „Bären", dem einzigen Gasthof des Ortes, findet. Dieser Weg enthält nicht eine einzige Stelle, die dem empfänglichen Natursinn nicht den reichsten Genuß bereitete. Ein freundlicher Morgen verklärte uns die Schönheit des Thales mit lieblichem Sonnenschein; lustig flatterte der Schmetterling über die blüthenreichen Alpenwiesen und über den aardurchströmten Felsengründen glänzte aus dunkeln Tannen in lieblicher Mischung das malerische Laubgehölz mit seiner muntern, sonnenschimmernden Blätterzier. Das breite und ebene Thal, welches sich vom Brienzer See bis Meyringen und noch eine halbe Stunde weiter bis zum „Kirchet" ausdehnt, ist offenbar eine Aufschwemmung der Aare, welche von dieser Seite her den See eben so auszufüllen bestrebt ist, wie es die Lütschine bei Interlaken seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden thut. Das „Kirchet" ist ein theilweise bewal-

deter Bergrücken, der, etwa 700 Fuß über die Thalsohle aufsteigend, das hintere Thal vollständig von dem vordern scheidet. Die gute Fahrstraße führt in allmäliger Steigung auf die Höhe, und dann in scharfen Kehren auf der Südseite nach Im Hof hinab, das in einem weiten grünen Thalkessel liegt, dem unverkennbaren Becken eines ehemaligen See's. Der Abfluß desselben ist sichtlich durch die Entstehung der „finstern Schlauche" erfolgt. Diesen Namen führt ein vielleicht 50 Fuß breiter senkrechter Riß, der das Kirchet wohl in Folge eines Erdbebens oder einer Bodenerhebung quer durchschnitten hat, und zwar so, daß heute noch erkennbar ist, wie die Formen der 300 Fuß hohen beiderseitigen Felsenwände genau in einander passen. In diese Schlucht führt von der Höhe des Kirchet ein ebenfalls sehr merkwürdiger Seitenriß hinab, der zuletzt so eng und hoch wird, daß er als dunkles Gewölbe erscheint, dessen Decke durch seltsam ausgewaschene Muschelformen gebildet wird. Am Ende dieser rechtwinklig auf die Schlauche stoßenden Seitenschlucht steht man vor der graugrünen Aare, gegenüber eine kahle senkrechte Felswand, oben ein blauer Streifen des Himmels: das ist Alles, was zu sehen ist, ein ernstes, einfach erhabenes Bild des Acherons. Es ist weder nach rechts noch links möglich, in dieser Schlucht weiter vorzudringen, die mit der George de Trient viele Aehnlichkeit hat, und kein Charon bietet uns einen Nachen an, der uns über die ernst hingleitenden Fluthen führte.

Das Kirchet ist übrigens weithin mit erratischen Granitblöcken besäet, welche aus der Gegend der Grimsel oder aus dem Gadmenthal stammen und in der alten Eiszeit durch die Gletscher dahin geschleppt wurden, denn diese Gesteinsart findet sich hier nirgends im stehenden Felsen. Die

meisten derselben sind übrigens in den vierziger Jahren, allerdings nicht mehr durch Gletschergewalt, sondern durch Menschenkunst noch ein gutes Stück weiter, nämlich zum Bau der Nydekbrücke in das stattliche Bern hinabgeführt worden.

Der Thalkessel hinter dem Kirchet heißt „Im Grund", die in demselben liegenden Häusergruppen bilden die Gemeinde Innortkirchen und die Gruppe, zu welcher das erträgliche Wirthshaus gehört, heißt „Im Hof".

Von hier an ist der Saumpfad noch ein hübsches Stück weit zu einer schmalen Fahrstraße erweitert worden und soll mit der Zeit das ganze Thal hinauf geführt werden. Dieses verengt sich zuweilen zu einer wild romantischen Schlucht, zuweilen erweitert es sich durch spärlich bewohnte Landstreifen oder öde Trümmerwildniß, welche uns in rauhe, steinige Seitenthäler hineinschauen läßt, die meilenweit keine menschliche Seele bewohnt. Noch öfters l·egen solche Querriegel wie das Kirchet in dem Thal, hinter denen dann jedesmal ein höher liegender, verhältnißmäßig wenig ansteigender Thalboden folgt, die vordere, dann die hintere „Urweid" und dann der baumlose Räterichsboden.

Die Strecke von Meyringen durch das baumreiche, malerische Thal herauf nach dem vier Stunden entfernten Guttannen, dem letzten und ärmsten Winterdorfe des Haslilandes mit seinen 450 protestantischen Einwohnern, ist Fußwandern bestens zu empfehlen. Wir ließen es hier bei der großen Hitze des Marschirens genug sein und verbrachten den Nachmittag in dem stillen Dorfe, wo uns die Schafschur, die Seidenweberei, die stillgroße Umgebung den Abend gemüthlich verbringen ließen. Da uns aber der Sonntag Morgen mit einem kräftigen Regen überraschte, so verblieben uns auch dann noch einige unfreiwillige Mußestunden, die

wir mit Briefschreiben und der Aufzeichnung unserer Reisenotizen verbrachten.

Gegen Mittag hatte die Sonne über Regen und Nebel den Sieg davon getragen und die Temperatur stieg rasch von 13 Grad Reaumur auf eine ganz erkleckliche Augusthitze. Bei hellem Sonnenschein, wie er uns zu Theil ward, ist auch das Thal von Guttannen bis zum Handeckfall noch von hoher landschaftlicher Schönheit, wenn auch etwas ernster und nicht mehr so wechselreich wie bisher. Der Handeckfall aber, der von zwei Punkten dem Beschauer zugänglich gemacht ist, ist neben dem Rheinfall und Tosafall das Schönste, was man derart sehen kann. Jeder von den Dreien ist aber etwas vollkommen Anderes. Das, was man sich als Kind unter einem großen Wasserfall vorstellt, ist nur der Tosafall: ein Fluß, der eine thurmhohe Felswand donnernd herabstürzt; der Rheinfall dagegen imponirt für den ersten Anblick weniger, weil man von solcher Wassermasse einen größeren Effekt erwartet hat, und weil der Fall breiter ist als hoch. Der Handeckfall endlich ist jedenfalls der originellste und für den Beschauer überraschendste. Gerade über den Fall führt eine Brücke. Unter uns stürzt der starke, an seinem Absturz durch einen mächtigen Felszacken in zwei in Gischt und Schaum hochaufstürmende Wasser getheilte Bach in ein tiefes Felsenloch, eng, düster, wie ein großer Brunnen, nur nach einer Seite hin durch einen Riß geöffnet. Von der linken Seite aber stürzt sich in wildem Jubel der jungfräulichweiße Aerlenbach in dieselbe Kluft, dem schwarzen wilden Bergsohn, der Aar, gerade an die Brust, um in stürmischer Umarmung mit ihm auf ewig eins zu werden. Dann aber beruhigen sich die donnernden, felsenzerschmetternden Wellen und fließen als ein freundlich still-

vergnügter Bach das sonnige Haslithal hinab, keinem Menschen verrathend, was für eine stürmische Jugend hinter ihnen liegt.

Vom Handeckfall an wird der Pfad immer wilder und düsterer; die Bäume hören auf, eine Strecke weit hängt noch die Legföhre ihre dürren Arme über die Granitblöcke herab, bis neben dem wild übereinandergeworfenen Gestein nur noch kümmerliche, gelbe Grasbüschel an das Leben der Natur erinnern.

Hier führt der uralte Saumpfad über eine der Schynigen Platte ähnliche, mindestens 10,000 Quadratfuß umfassende, hügelig abgerundete, vollständig vegetationslose Stelle, welcher mancher Tourist vielleicht kaum eine besondere Aufmerksamkeit schenkt. Aber es ist nicht ein vom Regen abgewaschener weicher Schiefer- oder Kalkstein, der hier spiegelglatt zu Tage tritt, sondern ein harter Granit, den kein Regen, den nur eine Jahrhunderte fortgesetzte Reibung der abwärtsziehenden Gletscher mit den dem Eise eingefrorenen Felsstücken so glänzend poliren und mit so deutlichen Furchen ihrer Fortbewegung versehen konnten. Und wenn auch die glatte Oberfläche an den geneigteren Stellen dieser „Hählen", d. h. schlüpfrigen Platte mühsam hinweggesprengt ist, um den Saumpferden, ja dem Fußgänger einen sichern Pfad zu schaffen, so läßt uns doch auch jetzt noch bei Wind und Wetter hier der Gedanke nicht los, daß wer hier in das Hinabgleiten käme, auf dem glatten Spiegel auch an den weniger steilen Stellen absolut keinen Halt mehr finden, sondern unrettbar in die Schlucht der wilden Aare hinabgleiten müßte.

Kurz ehe man das Grimselspital erreicht, macht das Thal der Aar eine Biegung nach rechts und plötzlich lagen

im Abendglühen die Schneehäupter des Berner Oberlandes vor unseren Augen. Es sind neben dem Agassizhorn (12,160 Fuß), dem nördlichen Fußgestell des Finster-Aarhorns, die beiden Viescher Hörner, die sich in wunderbarem Abendschimmer über das hereinbrechende Dunkel unseres Saumpfades erheben. Dann noch ein kleines Viertelstündchen links, und wir stehen vor dem Grimselspital, einem schweren düsteren Bau, hinlänglich durch Bilder bekannt. Von seiner Umgebung sahen wir sehr wenig, denn wie wir heraufstiegen, stieg der Nebel von den Bergen herab; so kamen wir mit einander am Gasthof an und begrüßen mit hoher Befriedigung im Grimselhause wieder eine gemüthliche Wohnstätte lebendiger Menschenkinder.

Und was für eine Wohnstätte! Drüben liegt der düstere See, wo eben, am Sonntag, die Knechte und Mägde des Hauses auf schwankenden Kähnen spaziren fahren. Und wenn nun die Nebelfetzen vom lustigen Windhauch umhergejagt werden, und der freundliche Abendstrahl der Sonne hindurch grüßt, steigen allerlei dunkle Gestalten mit langen weißen Stäben, wie fromme Pilger alter Zeiten über die Felsenpfade herab. Die Hausglocke ertönt in imme kürzeren Zwischenräumen, und jedesmal klettern einige erschöpfte Gestalten — dazwischen auch einige muntere Beine — die hohe Außentreppe herauf, um in den eigenthümlichen Bretterverschlägen zu verschwinden, welche das Minimum eines Zimmers darstellen. Aber wenn dann um sieben Uhr die Glocke zur Tafel läutet und die hellen Erdöllampen an den Decken hängen: dann verschwindet jeder Eindruck der Einsamkeit. Unter 50 Personen, die, abgesehen von 28 im Erdgeschoß hausenden Führern, an diesem Abend übernachteten, waren allerlei heitere Gemüther, und bis zehn Uhr

waltete in dem großen Saal und dem gemüthlichen, wohlgeheizten Nebenstübchen, vulgo „Damensalon", das munterste Leben, die Pfropfen knallten, die Gläser klangen — alle Dialekte des Deutschen Reiches wurden vernehmlich, denn hier herrscht der Deutsche vor — aber allmälig verschwand eine Gestalt um die andere, und um elf Uhr lag das Grimselhaus wie seine Umgebung in tiefem Schlafe, denn um vier Uhr muß der Sidelhorn-Besteiger aufbrechen und um sechs Uhr zieht es in hellen Haufen zu Pferd und zu Fuß nach Meyringen hinab oder zum Todten-See hinauf, dem Rhonegletscher entgegen.

Von der Grimsel berichtet eine jener dichterischen Sagen, deren so oft wiederkehrender Hintergrund jener, unserer wissenschaftlichen Ueberzeugung direkt widersprechende Gedanke ist, daß die Vergletscherung der Schweizerberge erst in späteren, schlimmeren Zeiten eingetreten sei.

Als bald nach seiner Verfluchung der ewige Jude auch über die Grimsel kam, brachen die hellen Quellen der Rhone und der Aare aus dem Felsenschoß der sonnigen, rebenumkränzten Berge, wo im Eichen- und Buchenwald die Vögel sangen und stattliche Dörfer, hinter Obstbäumen versteckt, ein munteres Geschlecht beherbergten. — Nach Jahrhunderten kam Ahasver wieder über die Alpen und da er sich noch gar wohl des schönen Thales mit dem herzlichen, gastlichen Volk erinnerte, wandte er seine Schritte wieder der Grimsel zu. Aber da hausten jetzt in mächtigen Tannenwäldern krächzende Raben und lichtscheue Eulen, und nur dann und wann stieg der Rauch einer einsamen Köhlerhütte zum Himmel empor. Traurig zog der rastlose Wanderer aus dem verwilderten Thal, um nach langen, langen Jahren, in denen er zum dritten Mal rings um die Erde gewandert

war, auch die Höhe der Grimsel wieder zu betreten. Da aber war jeder Pfad verschüttet, der dunkle Wald verschwunden und in der leblosen Landschaft huschte über die kahlen und nackten Felsen höchstens ein eiliges Murmelthier, dessen schriller Pfiff, neben dem Schrei des Adlers, als einziger Lebenslaut das Heulen des Sturmes, das betäubende Rauschen der Bergwasser übertönte. Wo einst die Rebe geblüht, füllten eisige Gletscher das Thal, in welches die von den hohen Felsenzacken niederhängenden Eismassen beim schwülen Föhnsturm niederdonnerten. Da setzte sich Ahasverus tief ergriffen von dem düstern Bilde, diesem Gleichniß seines eigenen Daseins, in jenem weiten, wilden Felsenkessel auf der Nordseite des Berggrates, wo jetzt das Grimselhaus in trauriger Einsamkeit steht, auf einem mächtigen Steine, der jetzt noch nächst dem Hause zu sehen ist, nieder. Denn hier, wo keines Menschen Fuß mehr ging, durfte er einen Augenblick rasten, ruhen und — weinen. Als er aber dann, von dem ewigen Fluche weiter getrieben, sich mit schwerem Seufzer erhob, um hinabzusteigen in das schöne Haslithal, hatten sich die heißen Thränen, wie in weichem Schnee, im ewigen Fels zu einem kleinen, stillen Teiche eingesenkt, zu dem neugierig die eisigen Gletscherwasser stürmten und weithin seine Ufer füllten. Aber die Glut der Thränen konnten sie bis heute nicht mehr löschen, und wenn auch der unerbittliche Herrscher der Alpen, der grimmige Winter, alljährlich über ihn die starre Eisdecke breitet, so vermag dieselbe doch nie, den ganzen Spiegel des stillen düstern Thränensee's zu bedecken.

An diesem See wurde nachweisbar im Jahre 1757 von der Landschaft Oberhasli, um den Verkehr mit dem Wallis auch in der rauhern Jahreszeit offen zu erhalten,

ein Hospizium gegründet. Der Spitler hatte den Pfad für Menschen und Saumthiere offen zu halten und einen Zoll von den Passanten anzusprechen. Damit er aber die Armen umsonst verköstige und beherberge, erhielt er urkundlich das jetzt noch bestehende Recht, jeden Winter in der ganzen Schweiz kollektiren zu dürfen. Nach einer aus dem Jahre 1788 stammenden Beschreibung war das Hospiz ein überaus unreinliches Haus, welches bei wenigen Betten den meisten Gästen nur den Heuboden als Schlafgemach bieten konnte. Die über dem Schaaf- und Ziegenstall liegende Wirthsstube gestattete durch ein offenes Loch dem Wirth hinabzuschauen, aber auch dem Dunst des Stalles, sich den Gästen erwärmend zuzugesellen! Im Jahr 1799 haben sich dann die österreichischen Soldaten in jenem Hause einquartirt, mit dessen Holzwerk ihre Feuer unterhalten und nur Trümmer hinterlassen. Darauf baute die Landschaft das zum Theil noch bestehende Haus, welches sie seltsamer Weise über den Abfluß des See's stellte, wohl um in dem rauhen Klima das Schlachten der Thiere innerhalb des Hauses zu ermöglichen.

Als im Anfang unseres Jahrhunderts das Schweizerreisen mehr und mehr in Aufnahme kam, wurde das vielbesuchte Grimselhaus eine Erwerbsquelle für die kleine und arme Landschaft Oberhasli, da es nach und nach einen Pachtzins bis zu 3000 Franken abwarf.

In den zwanziger Jahren beherbergte der Pächter, Jakob Leuthold, eine Reihe der bekanntesten Naturforscher, welche hier ihre Gletscherstudien machten, und ihm folgte im Jahr 1836 sein Schwiegersohn, Peter Zybach, von Meyringen, unter dem das Grimselhaus sich eines europäischen Rufes erfreute.

Die Geschichte dieses Mannes, dessen Prozeß in dem neuen Pitaval von 1865 erzählt ist, möchte sich wohl vor vielen andern zur Grundlage eines Romanes eignen. Sie bietet dem Dichter die Anhaltspunkte zu einer Charakterzeichnung von hohem, psychologischen Interesse und erzählt uns ein wahrhaft tragisches, selbstverschuldetes Schicksal, welches den stets bäuerlich gebliebenen „Mann aus dem Volke" nach langen, hellen Tagen des Glückes traf, dem nach einmüthigem Urtheil, eine Frau von seltener Tüchtigkeit und Menschenliebe und vier brave, bildschöne Töchter zu Seite standen, die in der kleidsamen Tracht der Berner Oberländerinnen die Grimselwirthschaft besorgten, welche uns in jene wilde, einem so düstern Lebensbilde so recht entsprechende Natur versetzt, in der der eilige Wanderer, der ernste, sinnende Forscher, die elegante Beherrscherin der Salons der Weltstädte, wie die Phänomene einer andern Welt vorüberziehen.

In der Nacht des 5. November 1852 brannte nämlich das allbekannte Grimselspital nieder. Der Verdacht der Brandstiftung fiel sofort auf Zybach, der mit seiner Familie wie alljährlich im Herbst nach dem eigenen Hofgut Oberstein bei Meyringen abgezogen war und für den Winter drei Knechte oben gelassen hatte. Man wußte, daß Zybach sich mit der Landschaft über die Erneuerung des Pachtes und allerlei von ihm projektirte Neubauten nicht hatte einigen können, und von seinem hoch versicherten Inventar fand sich zudem bald der werthvollere Theil gut verpackt hinter den Granitfelsen der Umgebung und unter Heu uud Mist versteckt! Als Zybach, am 10. November auf die Grimsel geführt, seine Lage erkannte, entfernte er sich scheu einige Schritte von dem Untersuchungsrichter und stürzte sich dann

in raschem Laufe in den nahen eisigen See, in welchen er, den Kopf unter Wasser haltend, hinein schwamm. Der Pfarrer von Guttannen, welcher ihm sofort nachstürzte, vermochte ihn in dem eiskalten Wasser nicht zu erreichen, aber nach vier bis fünf Minuten wurde Zybach mit Stangen und Haken scheinbar leblos herausgezogen, um unter einem für alle Anwesenden unvergeßlichen, furchtbaren Aufschrei noch einmal in das Leben zurückzukehren.

Im Mai des folgenden Jahres wurde er in dem alten Schlosse von Thun vor die Geschworenen gestellt und nach dem uralten, harten Gesetz des Landes zum Tode verurtheilt, von dem Gerichte selbst aber dem Bundesrathe zur Begnadigung mit 20jähriger Kettenstrafe empfohlen. Doch auch diese wurde nach vier Jahren in lebenslängliche Landesverweisung umgewandelt, nachdem die Familie die drei Knechte auf ihre Kosten aus dem Gefängniß nach Amerika hatte schaffen lassen. Nachdem der Gebrochene, des Schreibens kaum recht kundige, für eine gewisse Art verschmitzt-biederer, bei allem Schein der Gemüthlichkeit felsenharter Gebirgsbauern, typische Mann vier Jahre im Elsaß gelebt hatte, ist er im Jahr 1861 als 71jähriger Greis wieder auf den Oberstein bei Meyringen, das Besitzthum seiner Söhne und Tochtermänner, heimgekehrt. Der Haslithäler aber redet von ihm nur ungern und mit Rückhalt jeglichen Urtheils.

XIII.

Das obere Rhonethal und der Griespass.

Am andern Morgen stiegen wir in dichtem Nebel den Felsenpfad zur sogenannten Hausegg hinan, aber so bald wir auf die Höhe kamen, öffnete sich uns der sonnigste Blick in das südlich heiße Rhonethal, während drunten über der Grimsel noch immer die dichten, weißen Nebelwolken lagen. Wir hatten diesmal den Saumpfad, welcher über die Maienwand an den Rhonegletscher führt, zur Linken liegen lassen, denn unsere Absicht war, auf das Siedelhorn und von da nach Obergesteln hinabzusteigen. Auf der Paßhöhe, welche wir am Fuß des Sidelhorns erreichten, bot sich uns ein über alle Maßen herrliches Bild. Gegen Osten lag zu unseren Füßen der Todtensee in seinen wilden Felsen, von hier aus nur ein kleiner schwarzer Tümpel, ohne irgend welchen Zufluß oder Abfluß, worin wohl auch der Grund seines Namens zu suchen ist, den er schon vor dem blutigen Gefecht welches 1799 hier die Franzosen den Oesterreichern lieferten, getragen haben wird. Viele kleine ähnliche Tümpel lagen vor uns; denn der massive Felsrücken läßt kein Wasser in den Boden ein, und wo irgend eine muschelartige Vertiefung sich findet, bleibt das Regen- und Schneewasser stehen, so weit es nicht von den Sonnenstrahlen aufgeleckt und beim nächsten Regen wieder ersetzt wird. Wenn aber eines oder

das andere dieser Wasserbecken überläuft, dann möchte wohl von den Blümchen, welche die kleine Hand der Touristin hineinwirft, das eine hinabjagen in die blaue Fluth des mittelländischen Meeres, das andere fernhin zu den dunkelgrünen Wogen der Nordsee! Rechts vom Todtensee stieg majestätisch vor dem riesigen Galenstock mit seinen scharfgesäumten Schneefeldern der bläuliche Rhonegletscher, wie ein mächtiger, starrgewordener Wasserfall, zur Thalsohle hernieder, von der sich die Furkastraße mit ihren deutlich erkennbaren, scharfen Linien aufwärts zog. Tief unten aber schimmerte im Sonnengold das Thal der Walliser, von dem Silberfaden der Rhone durchzogen, mit seinen frischgrünen Alpen und dunkeln Wäldern, über denen öde, einsame Felsenthäler, die in der Vogelperspektive unter uns lagen, weit hinaufziehen zu den Schneebergen des Griespasses. Bis hinab zum Wetterhorn soll man sehen, und die weiße Silberpyramide des Weißhornes strahlt auch hell aus den Morgenwolken herauf; aber sonst hatten die Walliserberge, wie das in den Hochalpen an warmen Tagen schon um acht oder neun Uhr zu geschehen pflegt, ihre weißen Federhüte aufgesetzt. Deßhalb konnten wir uns vom Siedelhorn nicht viel versprechen und wandten uns also dem Pfade zu, der hinab nach Obergesteln führt, für welches wir von früheren Jahren her ein besonderes Interesse hatten. Und ich will auch erzählen, aus welchem Grunde!

Es war im Jahr 1868 gewesen, als wir in größerer Gesellschaft von der Grimsel über die Mainwand zum Rhonegletscher hinabstiegen, um von Obergesteln über den Griespaß hinüberzusteigen in das vielgerühmte Land Italia. Wir wanderten damals die blüthenreiche, sonnig heiße Maienwand, durch einen in dem Lettenboden tief ausgetretenen

Saumpfad hinab, der beiläufig gesagt, nach Regenwetter entsetzlich glatt und schmutzig sein muß, und tranken im Rhonewirthshaus eine Flasche schlechten Weins, die wir uns nach der Karte peinlich ausgewählt hatten, und an der wir damals, des Reisens noch ungeübt, trotz einiger diplomatischer Winkelzüge des guten Oberkellners, hartnäckig festhielten. Das nämlich erlaubte ihm, so gut er es auch meinte, doch seine Kellnerehre nicht, uns gerade heraus zu sagen, daß ihr vin d'enfer nur ein gewöhnlicher rother Rachenputzer für Raritätenliebhaber sei, während seine anerkennenswerthe Kellnerdiplomatie, deren Feinheit ich erst jetzt zu würdigen weiß, uns ehrlichen Schwaben, Allemannen oder Pfälzern damals leider noch völlig unverständlich war.

Von da aus wanderten wir dann die schöne Poststraße, welche zuweilen an die Via Mala erinnert, hinab, nach dem zwei Stunden entfernten Obergesteln, wohin wir uns Briefe aus der Heimath bestellt hatten. Berlepsch hatte zwar offenbar „nach Bädeker" den Ort ohne Gasthofangabe blos als „Hauptstapelplatz des Käsehandels nach Italien" bezeichnet. Auf viel Eleganz aber waren wir bereit zu verzichten, um durch dieses Nachtquartier den weiten Marsch zum Tosafall möglichst zu verkürzen. Zudem sprach sich Bädeker über das Dorf folgendermaßen aus: „Zu Obergesteln, französisch Haut Châtillon (Cheval Blanc an der alten Straße; neues Wirthshaus, bescheiden) treffen die Wege von Nufenen Grimsel, Furka und Gries zusammen; hier ist die Hauptniederlage für Käse, der aus dem Kanton Bern nach Italien versendet wird" u. s. w. Im 1865er Bädeker aber war dieses Cheval Blanc noch ausdrücklich empfohlen und die Preise von Zimmer, Frühstück und Mittag- oder Abendessen ausgesetzt. Darnach also hatten wir unsere Route eingerichtet.

8*

Wir hatten unterwegs im Dörfchen Oberwald eben ein Monstrum einer kleinen, klotzigen Dorfkirche angestaunt, als sofort ein Mensch herbeisprang, uns dieselbe aufzuschließen. Der vermeintliche Küster verrieth sich aber alsbald als dienstbarer Geist des dortigen einzigen „Hotels", ja er kam bei uns in den ernstlichen Verdacht, in einer Person Wirth, Kellner und Hausknecht dieses „Hotels" zu sein, von dem Bädeker geringfügigerweise bemerkt: Wirthshaus, auch zum Uebernachten! Dieser Jünglingmann versicherte uns, in den nächsten Dörfern, zumal in Obergesteln würden wir kein Wirthshaus finden, weßhalb wir in Oberwald übernachten müßten! Im Vollgefühl unseres Scharfblickes gegen zudringliche Schwindler und unserer gründlichen Reisebücher-Wissenschaft konnten wir uns hiebei eines hellen Gelächters nicht erwehren, drehten dem Manne den Rücken zu und wanderten weiter, wiewohl derselbe noch alle möglichen Versuche machte, uns von unserer doktrinären Ueberhebung abzubringen. Es war wohl unser guter Schutzengel in Kellner- oder vielmehr Hausknechtsgestalt gewesen, dessen Rath wir so leichtsinnig verwarfen. Wir sollten dafür büßen!

Wir erreichten Obergesteln auf der immer staubiger und geradliniger werdenden Landstraße in der drückendsten Mittagsschwüle und erkundigten uns sofort sehnsüchtig nach der Lage des Wirthshauses. Ja, ein solches gebe es seit Jahren nicht mehr, sagte man uns, sondern nur noch eine „Pintenwirthschaft!" Nun sahen wir uns freilich etwas verwundert an: als „Hauptstapelplatz des Käsehandels" war uns dieser Ort in einem ganz andern Licht erschienen, aber auch das war offenbar ein reiner Mythus, denn ich glaube, daß in dem ganzen Dorfe kein ganzer Käs zu finden gewesen wäre. So standen wir denn rathlos in stummem Staunen auf der

Straße, als auch schon der sehr artige Posthalter uns entgegenkam, um uns zu fragen, ob wir die Herrschaften seien, welche hier die post-restante-Briefe erwarteten, welche er sofort bei sich führte. So etwas war wohl in Obergesteln, durch das freilich die Post erst seit einem Jahre ging, noch niemals dagewesen! Wir aber waren nun wenigstens froh, Nachrichten von den Unsern zu erhalten, und da diese erfreulich lauteten, so fingen wir an, uns mit bestem Humor über unsere Situation zu berathen. Da die „Post" nicht einmal eine Pinten-, sondern gar keine Wirthschaft ist, so zogen wir der erstgenannten, als einem letzten Hoffnungsanker zu, und kamen in wenig Schritten zu einem ganz unsäglich bescheidenen Ding von einer Schenke. Von diesem höchst merkwürdigen, uns allen ewig denkwürdigen Hause, das wenig Wochen darnach mit dem ganzen Dorfe niederbrannte, haben wir in den Nachmittagsstunden ein getreues Konterfei aufgenommen, da so etwas aber nicht mit Buchdrucktypen dargestellt werden kann, so muß der Leser leider auf die nähere Kenntniß dieses Hauses verzichten, das seltsamer Weise, wie sich später herausstellte, einem badischen Landsmann, Namens Kraft aus Fischbach bei Villingen gehörte. Er war als Handwerksbursche oder Uhrenhändler in's Rhonethal gekommen und hatte besagtes Hotel mit sammt seiner Besitzerin erheirathet, dafür sein ehrliches Handwerk, sein deutsches Vaterland und seine ledige Freiheit an den Nagel gehängt, um Wein- und Schnapsschenke der Gemeinde Obergesteln zu werden. Von dieser Gemeinde aber muß ich sagen, daß sie dem Wirthshausleben wenig ergeben scheint, denn wiewohl es Sonnabend war, überließ sie uns die einzige, kleine, höchstens zehn Personen fassende Gaststube völlig allein, und am andern Tage begleitete uns der Wirth

als Führer über den Griespaß, weil es „Sonntag sei, und er da gut abkommen könne!“ Man sah es freilich den Häusern dieser Gemeinde an, daß ihre Insassen nicht viel Geld übrig haben mögen, um es in das Wirthshaus zu tragen.

Ein sauerer, aber doch genießbarer Wein, wie auch Milch zu einer glücklicherweise mitgebrachten Chocolade fand sich vor, auch ein Pfannenkuchen wurde unter nöthigster Beihülfe unserer Frauen in dem an einer Kette hängenden Kessel, welcher den ganzen Mechanismus des Herdes darstellte, zu einem Souper à la fourchette hergerichtet Nur der Salat mißglückte gänzlich, da der Essig offenbar mit unserem Wein identisch war, und das Oel so entsetzlich schmeckte, daß die kläglichen Salatblättchen, auch mit Essig wieder abgewaschen, nicht mehr zu genießen waren.

Nun aber trat die Frage des Nachtquartiers heran. Entweder mußten wir eine kleine Stunde nach Oberwald zurück, um reumüthig den Hohn des dortigen Hoteliers über uns zu nehmen, oder über ein und eine halbe Stunde das Thal hinab nach Münster, um in der Morgenfrühe nach Obergesteln zurückzukehren, wo der siebenstündige Griespaß beginnt. Dafür, erklärten unsere Damen, wollten sie sich lieber mit einem Heu- oder Strohlager in der Wirthsstube begnügen, und die guten Leute, die effektiv nicht zum Uebernachten eines einzigen Menschen eingerichtet waren, wanderten für diese Nacht aus ihren eigenen Betten aus, um uns freundlich alles Mögliche zu bieten.

Unter solchen Aussichten brachten wir in dem anmuthig gelegenen Dorfe einen heitern Abend zu und gingen endlich, nach zehn Uhr, mit fröhlichen Herzen zur Ruhe. Es dauerte indessen keine halbe Stunde, so fanden wir uns Alle wieder in dem größeren unserer Zimmer, der Wohnstube der Fa-

milie, in vollständiger Kostümirung bei einander, denn ein Jedes hatte die Entdeckung einer Landplage gemacht, welche bei den Bewohnern des Oberwallis etwa wie ein angenehmer Hautreiz betrachtet zu werden scheint, uns aber nahezu zur Verzweiflung brachte. Dieses Heer von Wanzen von jeglicher Größe und ungemeiner Lebhaftigkeit, vielleicht durch eine so unerwartete leckere Beute in besondere Aufregung versetzt, hat freilich bald darauf in jenem Flammenmeer ein wohlverdientes Grab gefunden, und so will auch ich von ihnen nicht mehr übel reden: »de mortuis nil nisi bene«.

Bei brennendem Licht, uns rettend auf Tische und Bänke, verbrachten wir eine Nacht, die im Hinblick auf den bevorstehenden beschwerlichen Marsch am allerungeeignetsten war, deren Elend aber doch unseren Humor nicht zu beugen vermochte. Denn draußen breitete der Vollmond so herrlich sein mildes, freundliches Licht über die gigantischen Berge, und der süße Wiesen- und Waldgeruch strömte durch das einzige kleine Fensterlein, welches zum Oeffnen eingerichtet war, erquickend wie der Hauch einer besseren Welt, in unsere dumpfe Stube und erinnerte uns, daß nur über den Dornen schöne Rosen blühen.

Schon um drei Uhr des Morgens drängten wir zum Abmarsch. Aber schon über das Frühstück, das nur aus heißer Milch bestand, da Kaffee in ganz Obergesteln nicht aufzutreiben war, wären beinahe Einige von uns eingenickt. Dann aber schritten wir, noch in finsterer Nacht, hinaus in die frische Morgenluft, und als unsere Alpenstöcke auf dem Pflaster des stillen Dorfes lustig klirrten und die Sterne so freundlich winkten, wanderten wir freudig dem „Wolkensteg" entgegen, der uns heute noch hinüberführen sollte in das Sonnenland jenseits der Berge.

Eine sonderbarere Wanderung habe ich nie erlebt. Denn kaum waren wir etwa eine halbe Stunde am linken Rande des Rhonethals abwärts gegangen, um dann links in das „für Geologen merkwürdige“ Eginenthal einzubiegen, so fing Eines um das Andere an, stehend einzunicken und ganz schlaftrunken einherzuwandeln, bis ein plötzlicher Fehltritt, ein empfindliches Stolpern uns für einen Augenblick zu einem klareren, aber keineswegs sehr hellen und heiteren Bewußtsein brachte. Bädeker hatte den nach seiner Rechnung sechsstündigen Marsch ziemlich ungenau behandelt, Berlepsch aber das Alles redlich abgeschrieben. Unsere Führer hatten uns sieben Stunden für gewöhnliche Menschenkinder zugestanden, und weiter ist er auch eigentlich nicht. Zur Paßhöhe führt in drei bis vier Stunden ein ödes, bei seinen rohen und kolossalen Formen scheinbar kurzes Thal. Wir wanderten und wanderten aber wie in einem Zauberlande, denn wir kamen sichtbar nicht vom Fleck. Die scharfe Morgenkühle des bis gegen Mittag im Schatten der Berge liegenden Thales verbot, uns irgendwo niederzulegen und in einem kurzen Schlummer uns zu erholen. So gelangten wir endlich, nach unsäglichen Seufzern, etwa um elf Uhr auf der 7810 Fuß über dem Meere liegenden Paßhöhe an — nach einem mehr als siebenstündigen unablässigen Steigen! Oben schien die Sonne herrlich auf eine kleine grüne Rasenfläche, wo wir uns stille niederlegten. In wenigen Minuten hat uns dann sammt und sonders — die Führer nicht ausgenommen — der unbesiegbare Schlaf die Augen zugedrückt!

Als wir gegen ein Uhr erwachten, waren wir erst im Stande, die gerühmte Aussicht der Paßhöhe auf die Berner Alpen näher in Augenschein zu nehmen. Bädeker, der sie wahrscheinlich nur im Nebel, also nicht gesehen hat, versichert,

sie sei „bei hellem Wetter unvergleichlich". Nun sieht man allerdings das Finsteraarhorn und einige seiner Nachbarn in großer Nähe und Schärfe, aber ohne jeglichen Reiz malerischer Schönheit. Wenn ich damit vergleiche, wie diese Berner-Oberlands-Berge von der Münsterterrasse in Bern, von der Schynigen Platte, der Wengen-Alp und Mürren, oder von dem Eggishorn aus gesehen, einen so wunderschönen Anblick bieten, so kann ich versichern, daß die Aussicht vom Griespaß damit allerdings in keiner Weise verglichen werden kann.

So wenig lohnend nun aber der Weg zur Paßhöhe und so wenig hervorstehend dort die Aussicht ist, so überaus lohnend ist doch der Uebergang über diese Höhe. Von der Wasserscheide an ist nämlich bis hinab nach Domo Dossola an der Simplonstraße eine Fülle von Naturschönheiten zu durchwandern, wie vielleicht in keinem zweiten Alpenthal.

Gleich auf der Höhe des Griespasses überschreitet man in etwa 20 Minuten den vollkommen ebenen Griesgletscher. Nichts als kahle Felsen, Eis und Schnee ist zu sehen. Wer bei hellem Wetter diesen Gletscher überschreitet und von den Gefahren des Nebels und Schneewetters auf Gletschern keinen Begriff hat, wird es kaum begreifen können, daß hier im Jahre 1849 drei Reisende spurlos verschwunden sind, ein Unfall, der drei Jahre später noch einmal eine große Aufregung hervorrief. Als nämlich im Winter 1852 auf 53 der Zybach'sche Prozeß in ganz Deutschland ein peinliches Aufsehen erregte, wandten sich die Verwandten zweier Herren Leonard aus Paris und eines Dr. Wolfrath aus Frankfurt von Neuem an die Bundesbehörde, damit diese die Nachforschungen über das noch immer räthselhafte Verschwinden der Genannten noch einmal energisch aufnehme: denn deren letzte

sichere Spuren führten über die Grimsel. Bald bezeichnete das Gerücht nun Zybach als ihren Mörder, und die abenteuerlichsten Mord- und Räubergeschichten kamen über das Grimselhaus in Umlauf. Die drei hatten allerdings gegen Ende des Augusts zum letzten Mal auf der Grimsel übernachtet und waren von da ohne Führer weiter gegangen. Die Wirthstochter von Obergesteln aber hatte sich noch deutlich der drei Reisenden erinnert, die mit einem älteren, das Wallis jährlich besuchenden Bijouteriehändler aus Rom, Namens Manchini, nach dem Griespaß abgegangen waren, und auch dieser war längst verhört worden und hatte folgende Auskunft gegeben: „Nachdem wir damals auf der Paßhöhe eine Erfrischung genossen hatten und wieder aufgebrochen waren, trat auf der Höhe des Berges so starker Nebel ein, daß wir uns verirrten. Nach längerem Marschiren zeigte ich meinen drei Gefährten die Uhr, bedeutete sie, daß wir irre gingen und daß es Zeit sei, umzukehren, wenn wir auf dieser Seite nach Italien hinunterkommen wollten. Sie wollten sich nicht belehren lassen und schritten vorwärts, ich kehrte allein um, fand den verlorenen Weg endlich wieder und traf Abends acht Uhr in Pommat (unterhalb des Tosafalles) ein. Was aus den Dreien geworden ist, weiß ich nicht, bin aber überzeugt, daß sie nicht mehr vom Gletscher heruntergekommen sind, denn in der Nacht ist schlechtes Wetter eingetreten und starker Schnee gefallen. Ich habe von dem Vorfall sogleich Mittheilung gemacht und Männer von dort haben sofort die Berge durchsucht, jedoch ohne Erfolg." Der Winter hinderte weitere Schritte. Im folgenden Sommer aber hatten ortskundige Männer nochmals vergeblich gesucht und im Jahr 1852 Manchini selbst den jungen Zybach mit andern Männern an die fragliche Stelle geführt. Ihnen Allen blieb da

kein Zweifel mehr, daß jeder führerlose Fremdling, den hier das einbrechende Dunkel oder gar ein Unwetter überrasche, unrettbar verloren sei, denn wer an der Stelle, wo er zur Einsicht des Verirrtseins kommt, den Tag abwarten will, muß in der Nacht auf dem eisigen Gletscher unfehlbar erfrieren, geht er aber weiter, so wird er unrettbar in einen Eisschlund stürzen, aus dem es keine Erlösung gibt. Aber da Niemand ihre Leichen gesehen, so mußte sie nun Zybach auf der Grimsel ermordet, vielleicht ihnen nachgeschlichen sein, bis das Zeugniß Manchinis endlich öffentlich bekannt gegeben wurde. So beruhigte sich zuletzt die sensationssüchtige Presse mit der Einsicht, daß von dem Ende dieser Drei eben so wenig werde etwas Gewisses an den Tag zu bringen sein, als von dem vor einem Jahrzehnt auf dem Pilatus spurlos verschwundenen Engländer.

Wir freilich schritten über den Gletscher, wie über eine weite, ebene Eisfläche, und der Weg war zudem durch aufgesteckte Stangen angedeutet, daß bei unseren beiden Führern natürlich von Gefahr keine Rede sein konnte. Kaum ist der Gletscher überschritten, so steigt man eine steile Felswand hinab, um in einem grünen, aber völlig baumlosen, kreisrunden Thalkessel anzugelangen. Er enthält die leeren Hütten von Bettelmatt, ist rings von hohen Bergen eingeschlossen und scheint ohne Ausgang zu sein. Man durchwandert ihn, biegt um einen Felsenriegel und hat wieder einen steilen Abhang hinabzuklettern, um in einen zweiten Kessel zu gelangen, auf dessen grünen Matten das Sommerdörflein Morast und einige elende buschartige Tannen stehen. Noch einmal wiederholt sich dieselbe Erscheinung, nur ist der dritte Kessel weiter, schöner, mit zwei auch im Winter bewohnten kleinen Dörfern und den freundlichen Anfängen der Waldregion

besäet, durchströmt von der hier schon recht respektabeln Tosa. Am Schlusse dieses Kessels, der mit einem 400′ hohen Absturz zu der vierten Thalstufe endet, steht eine Kapelle und das freundliche Gasthaus. Aus dessen Fenstern sieht man die Tosa 80 Fuß breit über die 400 Fuß hohe Felswand in den fünften Thalkessel hinabstürzen. Neben dem Fall führt ein steiler, gepflasterter Saumpfad im Zickzack hinab, herrliche Blicke auf das unbeschreiblich großartige Schauspiel gewährend, welches dadurch an Schönheit außerordentlich gewinnt, daß in halber Höhe des Falls der obere senkrechte Theil der Felswand auf einem kolossalen Sockel ruht, der in der Neigung eines stumpfen Winkels von etwa 120 Graden mit einigen weiteren terrassenartigen Absätzen aus der Thalsohle aufsteigt. So stürzt und rollt die Tosa über einen etwa 100 Fuß hohen Felsenbau aus Granit, den sie selbst polirt hat, hinab, ihre eigenen Wasser bald als Fontainen gegen 30 Fuß in die Höhe werfend, bald als lichten Nebel zerstäubend. Vormittags pflegt die Wassermasse kleiner, dafür aber silberweiß zu sein, weil die kalte Nacht dem Schmelzen der Gletscher Einhalt thut, Abends wächst sie zusehends an Macht und Gewalt, nimmt eine trübere dunklere Farbe an und schleudert die kleinen aufprallenden Steine weit hinaus oder donnert ganz erhebliche Felsblöcke übec die Felswand herab. Bädeker hat Recht, wenn er sagt: „Kein Wasserfall in der Schweiz, der Rheinfall ausgenommen, hat eine solche Wasserfülle, der Tosafall übertrifft aber den Schaffhauser Fall weit an Höhe. Er ist der schönste in den Alpen.“

Als wir am nächsten Morgen erwachten, lag das einsame stille Thal wie ein heiliger Gottestempel im Sonnenglanz vor unseren Augen. An der kleinen Kapelle lehnten die blinkenden Flinten der zwei italienischen Douaniers, welche

von hier aus nach Schmugglern zu streifen haben, und von den Wiesen tönte das heitere Rufen und Scherzen der Heuerinnen herüber. Ringsherum erhoben die Felsenfirste des Griesstockes und der Gotthardtsberge ihre schneebedeckten Häupter und nach Süden zog sich vom Fuße des Falles an ein herrlich bewaldetes, weidenreiches Wiesenthal in rascher Senkung hinab.

Es litt uns nicht in den Zimmern, und eine besondere Freude wurde uns zu Theil, als wir über den schmalen Steg, der vor dem Wirthshaus die Tosa überbrückt, den kleinen grünen Felsenhügel betraten, welcher die obere Thalsohle schließt, und der Tosa nur einen ganz schmalen Durchgang zu ihrem Sturze gestattet. Hier nämlich fanden wir jenes niedliche Pflänzchen in voller Blüthe, welches nahezu alle Schweizerreisende mit nach Hause bringen, aber sehr wenige selbst zu finden und zu pflücken vermochten, das Symbol der Alpenwelt, das Edelweiß.

Wir konnten uns an dem ersten Tage nicht schon wieder trennen, verlebten vielmehr in und bei dem sehr angenehmen Gasthaus einen überaus vergnügten Tag, kleine Spaziergänge, botanische Sammelfreuden, süße Stunden des dolce far niente im Alpengrün und der nie ermüdende Anblick des Wasserfalls ließen uns keinen Augenblick bereuen diesen Tag im Sinne der gewohnten Touristenrechnungsart „verloren“ zu haben.

Den folgenden Morgen zogen wir hinab durch das Pommat- oder Formozzathal mit seinen freundlichen Dörfern, dem stattlichen, bereits recht italienischen Kirchthurm von Andermatten, an vielen Kapellen vorbei, meist mit dem Bild der Flucht des Jesuskindes nach Aegypten geziert. Diese Bilder waren freilich alle nach einer Schablone gemacht, nur im Kostüm und etwa der Farbe des Esels, kaum je in der

Gruppirung der stereotypen Personen verschieden. Einmal hatte der Künstler dem Nährvater Joseph gelbe Kniehosen und weiße Strümpfe angemalt, daß er mit seinem Pilgersack viel mehr einem Alpentouristen des vorigen Jahrhunderts, als einem Kinde der Herodianischen Zeiten und des fernen Morgenlandes gleich sah.

Dieses liebliche Thal, dessen freundliche Schönheit sich eben so leicht empfinden, als schwer beschreiben läßt, endet mit dem merkwürdigen Uebergang der fünften und letzten Thalstufe, dem höchst großartigen und merkwürdigen Engpaß von Foppiano. Das Thal wird hier immer enger und enger, und immer reißender braust in der Tiefe die Tosa, und wir durchwandern zuletzt in stetem scharfen Hinabsteigen eine halbstündige wilde Felsenschlucht. Dieser Engpaß ist mit der Via Mala und der Schölenen bei Andermatt auf der Gotthardt-Straße zu vergleichen, aber das Ganze ist weiter, wilder, reicher an Tannengrün und an einfacher Größe als die beiden und ohne die Coulissene ekte de Via Mala.

Aus diesem südlichen Felsenthor treten wir dann plötzlich, die kolossalen Felsenwände und uralten düstern Tannenwälder verlassend, in ein Dörflein, in dem die rothe Nelke von weitem uns entgegenlacht, die Rebe an dem Kastanienbaum hinanrankt und die ganze Gluth italienischer Blüthenpracht und Sonnenhelle uns empfängt. Rothgeflügelte Heuschrecken schwirren vom Boden auf, die grüne Eidechse huscht über den Weg, über die Wiesen schwärmt ein Heer von Faltern jeglicher Art, Schwalbenschwänze und Apollos führen den Reigen!

Von dem bald erreichten Premia nimmt dann das Thal einen anderen Charakter und den Namen Val Antigorio an. Die Wildheit der Alpenwelt tritt ganz zurück, ein breites

Thal mit trefflicher Straße und dem Charakter eines fruchtbaren Kulturlandes breitet sich aus, die dunkeln Holzhäuser und vereinzelten Hütten machen einer Menge von Dörfern Platz, die nicht in der Thalsohle, sondern hoch oben auf den grünen Thalwänden liegen und sich mit ihren hellschimmernden Häusern und zahlreichen Kirchen wie die Marmorbilder eines üppigen Parkes von dem dunkeln Hintergrunde abheben. Hier fühlt man sich in einem andern Lande, einer andern Natur, hier wird nicht nur dem Maler, der die himmelhohen Felsenwände der Alpenthäler nicht in den Rahmen seines Bildes drängen kann, die reichste Ausbeute zu Theil, auch das Auge des Laien empfindet den süßen Wohllaut, die edle Harmonie, den milden Frieden dieser doch so lebensfrischen Welt, mit ihrem blaueren Himmelsdom, ihrem helleren Sonnenschein und ihrem brennenden Blüthenschmuck. Von Premia fuhren wir in einem trefflichen Wagen in wenig Stunden durch all diese lieblichen Bilder, als säßen wir auf dem Schifflein in Webers Oberon, und landeten endlich in der Post in Domo Dossola, einem Städtchen von ganz italienischem Charakter, voll genügsamer, behaglicher Anmuth und bewegtem Straßenleben, mit all dem Post-, Pferde- und Wagenlärm einer Ausgangsstation einer der längsten und belebtesten Alpenstraßen.

Aber es ist Zeit, daß wir jetzt wieder auf die Grimselhöhe zurückkehren. Vom Fuße des Siedelhorns wanderten wir auf einem gut gehaltenen Saumpfade in etwa drei Stunden dem Lauf der Rhone parallel, stets niedersteigend dem bald in der Tiefe erscheinenden Obergesteln zu, das uns gar freundlich in dem Schmuck seiner weißen Häuser entgegenleuchtete. Bis hinab nach Viesch ist ihm jetzt kein Dorf in Oberwallis zu vergleichen. Denn alle andern bestehen,

wie ehemals auch unser Obergesteln, aus geschwärzten Balken- und Bretterhäusern von fabelhaft kleinem Umfang, wodurch ein solches Dorf aus der Ferne kaum anders aussieht, als eine Anzahl alter verwetterter Holzstöße. In der geraden Straße des neuen Dorfes mit den aus schlechtem sprödem Stein schwerfällig erbauten Häusern fanden wir auch bald unsere alten Wirthsleute wieder, die nun einige freundliche Gastzimmer bereit halten und zugleich die Posthalterei besorgen. Mit Thränen der Rührung nahm die gute Frau unser Versprechen entgegen, ihr das Bildlein ihres abgebrannten Hauses zu schicken, dessen Besichtigung ich dem geneigten Leser empfehle, der da auch wohl übernachten mag. Das letztere aber auch der holden Leserin anzurathen, wage ich in Erinnerung früherer Zeiten doch nicht ganz ohne Bangen.

Nach kurzer Rast fuhren wir noch das hier noch immer hübsche Thal nach Viesch hinab, von wo wir am andern Tag das Eggishorn besteigen wollten, und wo wir in dem Hotel du Glacier eine recht freundliche Unterkunft fanden.

XIV.

Das Eggishorn.

Das über 9000 Fuß hohe Eggischhorn, Aeggischhorn oder Eggishorn hat seinen Namen offenbar von seiner Lage, da es die scharfe Ecke eines den Aletschgletscher säumenden Gebirgszuges bildet. Der Schweizer aber spricht Egg — wie in den Wörtern Bärenegg, Scheidegg, Hausegg — oder Eggi wie in Eggischwand und wohl auch beim Eginenthal. Dieses Eggishorn ist einer der herrlichsten Aussichtspunkte der Schweiz, und wiewohl es von Fiesch aus in fünf Stunden auf steilem Wege erstiegen werden muß, so bietet der Besuch desselben doch auch den wenig geübten Touristen keine erhebliche Schwierigkeit. Auf einem dreistündigen, sehr gut erhaltenen Reitweg erreicht man zu Fuß, oder wer es mag, zu Pferd oder Tragsessel das vortreffliche Jungfrauhotel, dessen jetziger Wirth unter die tüchtigsten Leiter solcher eleganten Berghäuser zu rechnen ist. Wir fanden eine Menge englischer Damen daselbst, wahrscheinlich um der Luft- und Erdbeerenkur willen, von der dieselben sichtlich den eifrigsten Gebrauch machten. Daneben allerlei touristische Zugvögel, die dem Wirth zuletzt das letzte eigene Bett entzogen. An dem nebligen Abend hatten wir noch dem prächtigen Viescher Gletscher einen dankbaren Ausflug gewidmet und stiegen dann an einem hellen klaren Morgen, um vier Uhr, als die Sterne noch glänzten, die zwei Stunden zur steilen Felsen-

spitze hinan, wo auf wirren Steinblöcken ein hölzernes Kreuz einen der ergreifendsten Aussichtspunkte bezeichnet. Schon im Aufsteigen zeigt sich an mehreren Windungen des Weges die mächtige Alpenkette der Walliser Berge: von dem Gotthardt hinab bis zum Monte Rosa, dem einsam und kolossal aufsteigenden Matterhorn und der wundervollen schneeweißen Pyramide des Weißhorns.

Auf der Höhe aber lag das Alles in voller Uebersichtlichkeit vor uns und aus lichten Wolkenschleiern leuchtete fernher die röthlich schimmernde Montblanc-Masse, einem kolossalen Domgebäude mit Hunderten von Thürmen und Thürmchen vergleichbar. Aber erst mit dem letzten Schritt eröffnet sich dem entzückten Auge der überwältigende Ausblick nach Norden: Zu unsern Füßen liegt, wie eine Riesenstraße, der größte Gletscher Europa's, der Aletschgletscher, von der silberweißen Spitze der Jungfrau an bis zu seinem fernen Ende in einer Länge von fünf Wegstunden vor uns ausgebreitet. Gleich den dunklen Räderspuren gigantischer Riesenwagen ziehen auf diesem kolossalen Eisstrome die Moränen dahin, und es scheint nichts leichter, als auf seinem glatten, von keinem sichtbaren Absturz zerklüfteten Weg zur Jungfrau emporzusteigen. Wer es versucht hat, weiß davon freilich Anderes zu berichten. Und das haben allerdings schon Viele gethan, denn von hier aus sind die ersten und bis heute alljährlich eine beträchtliche Anzahl von Jungfraubesteigungen unternommen worden. Diese selbst erscheint von hier aus als eine letzte, wenig bedeutende Erhebung des am blauen Nordhimmel sich abhebenden äußersten Randes der vom Aletschgletscher sanft aufsteigenden Schneefelder. Viel majestätischer erscheint die glänzende Schneepyramide des fleckenlosen Trugberges, welcher uns noch einen Theil der

Jungfrau bedeckt und von den ersten Besteigern mit ihr verwechselt wurde.

Der in einem großen Bogen an der Westseite des Eggishorn vorüberströmende Aletschgletscher, in welchen, dem Eggishorn gerade gegenüber, der vom gewaltigen Aletschhorn herabkommende mittlere Aletschgletscher mündet, trifft, noch ehe er bei dem Eggishorn angelangt ist, gerade vor demselben auf eine scharfe Lücke seiner kolossalen linken Ufermauern. Diese Lücke ist durch ein tief eingerissenes, bis zu dem Vieschergletscher hinziehendes Querthal verursacht, in welches die Nordseite des Eggishorns eben so steil hinabsteigt, wie dessen Westseite zu dem sich lange hinziehenden, mit seiner Oberfläche etwa 100 Fuß über der Sohle dieses fast horizontalen Seitenthales liegenden Aletschgletschers. Während nun das unter dem großen Gletscher sich abwärts arbeitende Wasser in der wilden Massa, nahe bei Naters, oberhalb Brieg, seine weißgrauen, wirbelnden Wellen zur Rhone treibt, rinnt manch klares Wasserbächlein, wie sie im Sommer auf den Gletschern überall zu finden sind, von der Gletscherhöhe in das erwähnte Querthal herab, dessen Ausgang gegen den Vieschergletscher durch Lauine- und Geröllaufschüttungen verschlossen ist. So sammelt sich allsommerlich auf der Sohle dieses Thales ein beträchtlicher See mit hellem, prachtvoll dunkelgrünem Wasser, in welchem eine Menge vom Gletscher sich lösender Eisblöcke schwimmen und in zauberhafter Schönheit alle Abstufungen der Farbe des See's dem in dieser Eis- und Felsenwüste für solchen Farbenreiz doppelt empfänglichen Auge darbieten.

So hatten wir ihn vor einigen Jahren gesehen, diesmal aber bot sich unserem schmerzlich überraschten Auge nur ein leeres Schlamm- und Felsenbecken, mit einer unbedeutenden trüben Pfütze. Trotzdem braucht der freundliche Leser die

Hoffnung nicht aufgeben, den 7230 Fuß über dem Meere liegenden Merjelensee in all' seiner Herrlichkeit wieder zu finden, ja auf schwankendem Kahn eine kleine Grönlandsfahrt zwischen den schwimmenden Eisbergen zu wagen. Dieser See hat nämlich die Gewohnheit, sich im Laufe des Hochsommers in die Eismassen des Aletschgletschers, dessen zerrissene Spalten klug benützend, immer tiefer hineinzufressen, bis er einen Durchbruch in die unter dem Gletscher hinziehenden Wasser der Massa findet. Dann freilich wehe Denen drunten in Naters, wenn sie unvorbereitet von den anstürmenden Fluthen betroffen werden. Darum hat seit uralten Zeiten die Gemeinde, der Armuth und Genugsamkeit der dortigen Hirten entsprechend, Demjenigen ein Paar gute und rechte Bergschuhe als reiche Belohnung versprochen, welcher, das Sinken des See's beobachtend, die erste Kunde des drohenden Unheils brächte. Denn schneller noch als die unter dem Gletscher eingezwängte Fluth konnte der eilige Schritt des ortskundigen Hirten Naters erreichen.

Wenn es aber dem mächtig wachsenden See durchaus nicht gelingen wollte, den Eiswall zu durchbohren, so sprengte er an dem entgegengesetzten Ende den mächtigen Schutt- und Felsenwall und stürzte mit dem Abfluß des Vieschergletschers hinab nach Viesch. Für die Bewohner der beiden bedrohten Orte mag es nun wohl recht nützlich sein, daß ein von ihnen angelegter Kanal jetzt das überflüssige Wasser des See's gefahrlos zum Vieschergletscher führt, wenn das Wasser eine gewisse Höhe erreicht hat, aber zu der Ausdehnung und Pracht, die er früher zuweilen erlangte, kann er sich deßhalb jetzt auch niemals wieder erheben.

Der überaus großartige Blick in das in edeln, schönen Formen sich vor uns ausbreitende, keine Spur der leben-

digen Schöpfung offenbarende Bild himmelanstrebender Felsenberge, starrer Gletscherströme und weiter, unter dem ewigen Leichentuche des Firns begrabener Gefilde, erhält aber seinen vollen Reiz durch den Gegensatz des südlich unter uns liegenden sonnigen Rhonethals, aus dem die Glocken der weidenden Heerden heraufklingen oder das emsige Läuten eines hellen Betglöckchens, das in einem der zahlreich an der hellen Landstraße und dem glänzenden Streifen der Rhone liegenden Dörfer von weiß getünchten Kirchthürmen erschallt.

So schweift das Auge vom ernstesten zum freundlichsten Bilde, denn dort nordwärts über dem Merjelensee schaut auch das düstere Haupt des Finsteraarhorns über die niedrigeren Berge herein, während südlich von der hohen Felsenwand des rechten Gletscherufers die Fenster des Gasthofes der Bellalp in dem hellen Sonnenglanze flimmern, als wollten sie uns freundlich winken, auch dort hinüber zu kommen.

Das aber ist gar nicht so übel, wenn man nämlich zwei Tage darauf verwenden kann. Von der Spitze des Eggishorn würden wir nur zwei bis drei Stunden über wilde Felsen und Geröllhalden zum grünen Alpboden und endlich zu der prächtigen Riederalp gegen das Rhonethal hinabsteigen, das mit seinen zahlreichen nach Süden hinaufziehenden Seitenthälern in majestätischer Pracht zu unsern Füßen liegt. Aus dieser saftig grünen, blumenreichen Region belebter Alpenweiden, wo wir noch vor dem beliebten einfachen Gasthaus der Riederalp, den von dem Hotel des Eggishorns herüberführenden Pfad betreten würden, steigt man dann immer dem Zug des Thales folgend wieder zur Wasserscheide hinan und dann zu dem plötzlich zu unsern Füßen wieder erscheinenden Aletschgletscher durch einen verwetterten Wald hinab. Dann

geht es über den etwa eine halbe Stunde breiten Gletscher, dessen mächtige Spalten ihre grünlichblauen Schlünde nicht gerade einladend öffnen, aber dem vorsichtigen Wanderer keine Gefahr bringen. Denn, da wir den Gletscher quer durchschneiden, sind sie nur ganz ausnahmsweise zu überschreiten oder zu überspringen. Jenseits des Gletschers führt ein steiler, heißer Pfad an der Felswand zur Bellalp, jetzt wie im Anfang des Jahrhunderts die Grimsel, nebst dem Eggishorn-Hotel und der Riederalp die beliebtesten Stationen der Gletscherforscher. Diese fünf Wegstunden, reich an tausend reizvollen Einzelheiten, sind an sich keine starke Tour, aber die vier Stunden unabläßig steilen Hinabsteigens nach Brieg spart man doch besser für den andern Tag und besteigt, wenn die Kraft oder Zeit dazu reicht, auch noch das zwei Stunden vom Bellalp-Hotel entfernte, überaus gerühmte Sparrhorn.

Für diesmal aber verbot sich uns solche Weiterung, denn das herrliche Wetter lockte uns mit aller Gewalt zu etwas Neuem, zu den drüben majestätisch sich aufbauenden Schneeriesen der Visperthäler, zu dem seit zwei Jahrzehnten so viel besuchten Zermatt.

Dieser vor uns auf dem andern Ufer der Rhone liegende Gebirgszug der Monte-Rosakette ist noch wilder, breiter und unzugänglicher als der Gebirgsstock der Jungfraukette, und seine wilde Natur ist schon in der alten und zugleich der einzigen einigermaßen poetischen Wallisersage vom Fletschhorn ausgedrückt. Dieses über 12,000 Fuß hohe, an der Simplonstraße liegende und vor dem Jahr 1856 nie bestiegene, furchtbar zerklüftete Felsenhorn ist rings von mächtigen Gletschern umgeben. Wer seinen Gipfel erreiche, dem gehöre die Fletschalp, besagte eine uralte Ver-

heißung; aber nie hatte es ein Hirte gewagt, bis zu den obersten Regionen vorzudringen. Einer allein unternahm das Wagestück, aber auch ihm entschwand endlich Muth und Kraft, denn das Weiterdringen schien zuletzt unmöglich. Da rief eine Stimme: „Mehr als der Mensch vermag der Hund, die Katze, der Hahn", und aus dem Lauinendonner tönte es wie Hohngelächter. Dem heimkehrenden Hirten ließ die Sache aber keine Ruhe und das Wort zu seinen Gunsten wendend, versuchte er das Wagniß von Neuem. Als er auszog, sprang sein Hund vor ihm her, es folgte ihm die Katze auf dem Fuße, und auf dem Rückkorb über den Lebensmitteln hatte er den Haushahn festgebunden. Bald zeigte sich der Hund als trefflicher Führer und höher stiegen sie, als das erste Mal. Aber vom rollenden Steine erschreckt, stürzte der zur Seite springende Hund in den Abgrund. Sofort übernahm die Katze die Führung und kletterte muthig voran. Sie sprang behende von Felsenzacken zu Felsenzacken, bis sie mit einem derselben hinabrollte zur unermeßlichen Tiefe. Nun soll der Hahn mir weiter helfen, sagte der Hirte, welchen der wirbelnde Schnee, der wie mit scharfen Glaskrystallen immer grimmiger wider ihn anstürmte, zurückzutreiben suchte. Aber kaum hatte er den Haushahn losgebunden und auf den Boden gestellt, so schlug der noch einmal die Flügel auseinander und sank dann erstarrt zusammen ob der eisigen Kälte. Wohl versuchte der Hirte allein noch höher zu steigen und glaubte schon bald den Gipfel erreicht zu haben, da ergriff den kühnen Mann, der nie den Schwindel gekannt hatte, ein gar sonderbares Gefühl, als ob sein Kopf ihm auseinander gehen wollte. Also mußte er sich niedersetzen und so oft er wieder zu steigen versuchte, faßte ihn von Neuem der seltsame Schmerz. Darum mußte er wieder zurück, so

nahe schon am Ziele! Das kränkte ihn aber daheim ohne Unterlaß und ließ ihm keine Ruhe. „Was die Thiere nicht können, das kann der Mensch", das hatte er jetzt gelernt und darum wollte er es allein noch einmal wagen, aber daß der Kopf ihm nicht wieder auseinander gehe, legte er einen eisernen Reif um sein Haupt, und weil sein Muth und die Kraft seiner Sehnen auch fest und eisern war, wie der Ring seines Kopfes, ist er der Besieger des Fletschhorns und der Besitzer der Fletschalp geworden.

In kalter Morgenfrische hatten wir uns das majestätische Bild der Eggishorn-Aussicht wieder eingeprägt und — der eine Halbkreis rings um die Jungfrau war vollendet. Dort wo man zwischen Jungfrau und Mönch am nördlichen Horizont über die Einsenkung des Mönchjoches hinüberschaut, liegt jenseits in der Tiefe die Schynige Platte und rechts zieht der Viescher Gletscher hinauf zu dem Fuße des Oberaarhorns, wo man deutlich das Thal sich hinüberwenden sieht zur Grimsel, von der wir noch zwei Tage zuvor in jenes Thal hereingeschaut! So hatten wir den Gebirgsstock der Jungfrau und des Finsteraarhorns in fröhlichen Wandertagen auf hohen Bergpfaden umgangen und stiegen jetzt von der Höhe, auf welcher in der Nacht das Wasser überfroren war, über die blühenden Alpen und urwaldlichen Tannenforste nach dem freundlichen Fiesch, wo die Kirsche und die Johannisbeere aus dem Blättergrün schon röthlich schimmerte und wohin in unserer kulturbeflissenen Zeit der Hecht aus Italien über den Simplon wanderte, um auf der sehr anerkennenswerthen Table d'hote des Hotels du Glacier zu erscheinen.

Von hier aus aber fuhren wir das von hier ab stets monotoner und unerquicklicher werdende staubigheiße Rhone-

thal hinab nach Vispach, der Eingangsstation zu den beiden herrlichen Visperthälern, in deren Grunde Saas liegt und Zermatt. Es hat dieses Rhonethal übrigens für den aufmerksamen Reisenden einen ganz eigenthümlichen Reiz, wenn man es in seiner ganzen Länge von dem Rhonegletscher bis zum Genfersee verfolgt. Der obere Theil des Thales, bis Brieg, bietet uns den Anblick einer Anzahl von Dörfern, wie sie die europäische Welt wohl nigends mehr kennt. Von ferne gesehen, erscheinen die ganz aus Holz gebauten Wohnstätten wie alte, schwarze, halbverwitterte Heuschoppen; kein freundliches Fenster blinkt uns entgegen und nur ganz ausnahmsweise findet sich einmal ein halbwegs den bekannten „Schweizerhäusern" ähnlicher Bau. Armuth, Unsauberkeit, Unwissenheit, unglaubliche Verwahrlosung der Wälder zeugt von dem Kulturzustand eines Volksstammes, dem „des Gedankens Blässe" noch nicht „angekränkelt ist" und nur die Unzahl hellleuchtender Kirchen und Kapellen legt den Beweis ab, daß doch auch hier noch Mittel zu irgend einem, wenn auch nur noch zu diesem Luxus vorhanden sind. Die, wegen der Mäuse, auf vier oder sechs Stelzen stehenden Scheunen, viereckige Holzkästen mit Bretterdach, erreichen die Höhe der Wohnhäuser und geben, mit diesen vermengt, den Dörfern ihr eigenthümlich klägliches Aussehen.

Mit Brieg, wo die Simplon-Straße von Italien her in das Rhonethal mündet, ändert sich dieser Zustand mit einem Schlag. Hier merkt man die Weltstraße; stattliche Dörfer stechen weiß und glänzend von den dunkeln Bergen ab und wenn man vollends in dem noch recht armseligen Siders die Eisenbahn erreicht und dann die Grenze des katholischen Wallis überschritten und das protestantische Waadtland unterhalb des schon gar lieblichen Sion betreten hat, ist

man in einer neuen Welt geistiger Regsamkeit, landwirthschaftlicher Blüthe und ökonomischen Wohlstandes, wie nur irgendwo in der Welt. Daran schließt sich dann noch das lachende Ufer von Montreux und Vivis, das überaus malerische, reiche Lausanne und endlich Genf, die über allen Vergleich prächtigste und glänzendste Stadt der Schweiz. So ist die Reise vom Rhone-Gletscher nach Genf eine Wanderung durch Jahrhunderte und Jahrtausende, ein Stück Kulturgeschichte, wie man es wohl in so wohlgegliederter Abstufung nirgends wieder finden mag.

XV.

Zum Matterhorn und über die Gemmi.

Zwei Stunden unterhalb Brieg liegt das Dorf Vispach, wo in die grauen, unfreundlichen Wogen der Rhone die vom Monte Rosa kommende Visp ihr wüstes, wildes, aus den Vispertälern herausstürmendes Wasser ergießt. Zwei Stunden thalaufwärts gabelt sich nämlich bei dem Dörfchen Stalden dieses südwärts hinaufziehende Seitenthal in das Saasthal und das Nikolai- oder Zermatterthal. Diese ziehen sich in je siebenstündiger Ausdehnung zu dem östlichen und westlichen Fuße des Monte Rosa hinauf und nehmen die Gletscherwasser zahlloser Eisreviere, darunter die des prachtvollen Weißhorns, des Matterhorns, des Monte Rosa, des Balferins und des Fletschhorns auf, welche in der Saaser und Zermatter Visp in manchmal mit unglaublicher Raschheit wachsenden und schwindenden Gewässern dahinjagen, bald als ungefährliche Waldbäche dahinrauschend, bald in furchtbarem Toben Alles überfluthend und mit sich reißend.

Bei Stalden ändert das weite, sonnenglühende, reichlich mit Reben bepflanzte Thal plötzlich seinen Charakter und führt schmal und wild an unbebaubaren, mächtig hohen, aus dem Flußbett steil aufsteigenden Thalwänden hin, bald auf dem rechten, bald auf dem linken Ufer auf, bald in die Höhe hinauf, bald zur Tiefe hinabsteigenden Saumpfaden links nach Saas hinauf oder rechts nach dem vielberühmten Zer-

matt. Während das Saaser Thal an rauher Wildheit weit und breit seinesgleichen sucht, bietet das Thal von Zermatt noch immerhin einige freundliche Stellen, überall aber ist es merkwürdig, großartig und gewaltig.

Während in Vispach das Auge bewundernd auf dem majestätischen Bilde des schneebedeckten Balferin ruhte und sich vor dem freundlichen Stalden mit der hohen, romantisch gelegenen Kirche eines fast italienischen Landschaftsbildchens erfreute, wandern wir dann bis St. Nikola, ohne jede andere Aussicht, als auf die beiden schlecht bewaldeten Felsenufer, die aus dem tobenden Wasser der Visp viel tausend Fuß steil hinansteigen. Bei St. Nikola, wo ein großer Gasthof dem von fünfstündiger Wanderung Ermüdeten eine bequeme Nachtherberge in der Hälfte des Weges bietet, erscheint dann zuerst im Hintergrund des Thales das sogenannte kleine Matterhorn, eine auf weißem Schneepolster ruhende dunkle Felsenpyramide. Durch eine Menge kleinere, freundliche und malerische Landschaftsbilder des etwas breiter und grüner werdenden, noch immer mit kleinen Tannenhainen gezierten Thales, gelangen wir endlich nach einem tüchtigen Marsch, eine starke Viertelstunde vor Zermatt, zu dem Anblick der kolossalen Felsenpyramide des großen Matterhorns — ein Bild von ganz eigenthümlichem Charakter, das uns in dem ganzen Thalkessel von Zermatt überall entgegentritt und von den Zimmern des Hotels Mont Cervin aus gerade so imponirend erscheint, wie von jedem andern Standpunkte des Thales. Das ganz Eigenthümliche dieses Berges, dessen kolossale Höhe übrigens auf dem Eggishorn, überhaupt aus weiter Ferne viel augenscheinlicher hervortritt, liegt darin, daß er gar nicht als ein Berg, sondern als ein einzelner Felsen, ein einzelnes Steinstück erscheint, dessen

Form an einen eben erst in einem Steinbruch gebrochenen und der Bearbeitung harrenden Obelisk erinnert. Von einem etwas höheren Standpunkte aus sieht man dann noch auf seiner Südseite einen mit Schnee bedeckten Rücken sich anschließen, so daß das Ganze wie eine sphinxartige Löwengestalt mit aufwärts gerecktem Kopfe erscheint. So furchtbar steil sind bis herab zu jenem Rücken alle vier Seiten des Berges, daß kaum ein Weniges von Schnee an ihm haften bleibt und er nur leicht bestäubt erscheint. Besonders des Abends ragt dieser seltsame, ganz einzigartige Koloß wie ein Grabmal vergangener Jahrtausende, ernst und feierlich über dem menschenbewohnten Lande empor, weithin, über Thäler und Berge, wie ein ernster Wächter, wie ein Hirte und Herrscher hinausschauend, so daß gegen ihn selbst der Monte Rosa nur als ein sanftes ruhendes Lamm der Heerde dieses stolzen Hüters erscheint.

Den vollsten Ueberblick und zugleich den prachtvollsten Anblick des Ganzen gewährt der Gorner Grad, dessen über 10,000 Fuß hohe Spitze in den, selbst in den Mittagsstunden von keinem leisen Wölkchen getrübten Tagen unserer Anwesenheit wohl keine einzige Stunde leergeblieben ist: so zog es in hellen Haufen hinauf; glücklich, wer, vorsichtig genug, durch den Telegraphen sich einige Tage zuvor im Riffelhaus gemeldet hatte, denn sonst war auf diesem Berghotel, das in drei Stunden von Zermatt erstiegen wird und noch nahezu zwei Stunden unter dem Gipfel des Gorner Grades liegt, kein Unterkommen zu finden.

Als wir nicht gerade sehr früh des Morgens den Riffelberg bestiegen und eine recht freundliche Aufnahme gefunden hatten, brauchten wir nicht, wie es üblich ist, und unser Vorsatz war, den Abend oder die Frühe des andern Morgens

abzuwarten, um den Kranz der Berge klar und hell zu sehen. In der blendenden Weiße der hellen Mittagsbeleuchtung lag, als wir sofort zum Gipfel des Gorner Grates hinaufstiegen, der gewaltige Zirkus der Cima di Jazzi, des Monte Rosa, des Lyskamms, der Zwillinge und des mächtigen Breithorns vor uns; weiter rechts dann das kleine Matterhorn, der breite St. Theodulpaß und dann das gewaltige Matterhorn oder der Mont Cervin selbst. Zu den Füßen ausgebreitet aber liegt der mächtige Gornergletscher, der aus dem ganzen Umkreise die glänzenden Firn- und Gletscherströme aufnimmt, eine beinahe ebene Thalsohle bildend. Wenden wir uns aber rückwärts, das Visperthal hinaus nach Norden blickend, so steht zur Linken das hier wenig schneereiche Weißhorn, dann in der Thalöffnung auf der rechten Stromseite der Rhone das Bietsch- und das Aletschhorn, dem die Spitze der Jungfrau über die rechte, die des Eigers und Mönchs in scharfen Schneelinien über die linke Schulter herübersah, eine nur bei hellstem Wetter mögliche Fernsicht. Die feierlich stille Mittagsstunde saßen wir wie in einem heiligen Gotteshause hier oben. Die letzten Morgenbesteiger waren bald nach unserer Ankunft abgegangen und die zahlreichen Abendbesteiger trafen uns schon auf dem Rückweg. Und es ist viel werth, an solchem Ort nicht durch das unverständliche Geschnatter der „Fremdländer“ und die faden Table d'hote-Geschichten „gemischter Gesellschaften“ aus seinem stillen Schauen der Herrlichkeit Gottes herausgerissen zu werden.

Um nichts geringer aber war der Eindruck, den wir am folgenden Tag auf dem Gletscher selbst empfingen, wo wir auf einigen Felsenstücken, die unser treuer und aufmerksamer Führer und Diener Michel zusammentrug, unser Mit-

tagsbrod verzehrten; wo wir das muntere Murmelthier von Fels zu Felsen hüpfen sahen; wo ein wunderbarer Bach in herrlichem Wasserfall über die Eiszacken stürzt, um durch eine 30—40 Fuß tiefe zauberhafte Schlucht von herrlichstem, grünlich schimmernden Gletschereis in einen kleinen Gletschersee zu stürmen und da seine wilde Bahn in tiefer Spalte fortzusetzen; wo das Gerippe eines von hoher Felswand gefallenen, längst vermoderten Schafes an die Menschenleere und Wildheit des Ortes so recht lebendig erinnerte. Und siehe, droben auf dem glänzenden Schneefeld, das sich als Fortsetzung des Gletschers bis zu dem dunkelblauen, gegen das überall uns umglänzende Eis und Schneegebiet wunderbar abstechende Firmament des italienischen Himmels hinaufzieht, erscheinen schwarze, bewegliche Punkte, immer tiefer und tiefer herabrückend: es sind die Cima-di-Jazzi-Besteiger, welche bereits auf dem Rückwege sind, während drüben am Monte Rosa ganz deutlich die Bahn zu erkennen ist, welche die Ersteiger seines weit in die lombardische Ebene hinausblickenden Gipfels getreten haben.

An solchen Tagen wimmelt es auf diesen Bergen. Am folgenden Morgen sahen wir vom Riffelhause aus drüben über die Schneefelder des St. Theodul eine Karavane nach Italien wandern und mit dem trefflichen Fernrohr des Hauses die Klubhütte auf der halben Höhe des Matterhorns und die langen Seile, welche an dessen oberen Hälfte die früheren Besteiger gespannt haben, um ihren Nachfolgern eine Erleichterung der entsetzlichen „Vergnügenstour“ zu hinterlassen. Tags zuvor war ein Engländer mit zwei Führern oben gewesen, und als wir am Tag darauf früh morgens von dem liebgewordenen Zermatt Abschied nahmen, verkündete der Oberkellner gerade, daß er die neuesten Besteiger

eben mit dem Fernrohr entdeckt habe. Sie saßen nahezu am Gipfel und verzehrten ihr wohlverdientes Frühstück in einer Höhe von 13,000 Fuß über der Meeresfläche. Aber drunten an der unscheinbaren Kirche ruht zwischen seinen katholischen Brüdern unter einem Granitblock der Chamounixführer Krotz und hinter der Kirche der 19jährige Douglas und der 39jährige Hudson, die ersten, unglücklichen Besteiger des Matterhorns, die Begleiter des mit den Führern Taugwalter allein geretteten Whymper, dessen ergreifende Geschichte so oft wieder erzählt worden ist, daß ich den Leser damit nicht belästigen möchte. Auch ein junger Engländer, der vom Riffelhorn stürzte, und vom Jahr 1869 ein weiteres Opfer der Besteigung des Lyskammes, schlafen daselbst ihren letzten Erdenschlaf. Denn selbst hier in dieser großen Welt konnte ihnen der kleine Geist einer ehemals ebenso erhabenen Religion kein Grab unter den frommen Christen Zermatt's gestatten. Und doch ist die ehrliche Beschränktheit dieser römischen Christen fast noch weniger widerwärtig, als der seltsame Eifer, mit dem ein Verein englischer Hochkirchler bald auf jedem schönen Berghaus der Schweiz Sonntags zweimal die Gesellschaftsräume mit seinen pharisäisch zur Schau gestellten Gottesdiensten in Beschlag nimmt, oder mit dem uns eine alte Engländerin mit drei alten, häßlichen Töchtern, höchst abgeschmackte deutsche Traktate vertheilend, von St. Niklas nach Vispach vorherschritt, nachdem sie dort die Frühstückstafel, so weit ihre Arme reichten, was Brod und Zucker, Butter und Honig betraf, völlig abgegrast hatten.

Auch ein Liefländer liegt dort begraben, der auf dem Findelngletscher seinen Tod fand. Ungeachtet der Warnungen seiner beiden Führer hatte Herr v. Groote das Umbinden des Gletscherseils verweigert. Mit seinem Spazier-

stöckchen in der Hand schritt der herkulische Mann, fröhlich ein Lied trällernd, auf dem tückischen Gletscher dahin, um plötzlich in einer tiefen Eisspalte zu verschwinden, aus der er nach langen vergeblichen Versuchen mit Mühe als Leiche heraufgezogen wurde. Seine Familie setzte ihm, dem ersten Fremden des dortigen Kirchhofes, einen ernsten Denkstein auf das ferne Grab, mit der wahrscheinlich wohlgemeinten, aber in Hinsicht der Ursache seines Todes wenig passenden Inschrift „Semper Idem“.

Wenn man eine Anzahl so majestätischer Aussichtspunkte bei günstigem Wetter besucht und mit sehenden Augen gesehen hat, dann stellt sich zuletzt weniger eine körperliche Müdigkeit, als eine geistige Sättigung ein, welche uns das weitere Sehen und Beobachten mehr zu einer Anstrengung als zu einem erquickenden Genusse werden läßt. Nach zwei bis drei Wochen wird man für einmal des Reisens müde und eilt befriedigt der heimischen Ruhe und Arbeit zu, unauslöschliche, in dec Erinnerung stets neu auflebende Bilder der geschauten Herrlichkeit mit sich tragend.

So fuhren wir denn auch jetzt den freilich stellenweise grausigen Weg nach St. Nikola hinab, und wanderten von da nach Vispach hinaus in's breite Rhonethal, um auf dessen vielbefahrener, mächtiger Verkehrsstraße uns noch nach dem Städtchen Leuk führen zu lassen, welches gar malerisch zur Rechten der Rhone an den aufsteigenden Berg gebaut ist und mit seinen stolzen Mauerzinnen, den zahlreichen Rathhaus- und Kirchenthürmen und dem zerfallenden Bischofspallast in seinem reichen Rebenschmuck einen überaus freundlichen Eindruck macht. Ihm gegenüber mündet der seltsame Illgraben, welcher aus den wüsten, vegetationslosen Gebirgskesseln des gelben Illhorns im Frühling und nach Gewitterregen mäch-

tige Schlammströme in die Rhone herabführt, sein eigenes Bett ausfüllend und dann weithin die Felder mit Schlamm und Geröll bedeckend. Ueberall zeugen mächtige Erdhügel von seiner eigenthümlichen Thätigkeit, der aber jetzt durch bedeutende Ingenieurarbeiten ein Ziel gesetzt ist. Der Augustwanderer sieht gewöhnlich nichts als eine mächtige Brücke, darunter ein überaus tiefes, unten sich stark verengendes hellgelbes Flußbett, über dessen dürre, kahle Sohle zuweilen kaum einige Tröpfchen Wasser herabschleichen.

Ihm gegenüber aber, auf dem rechten Rhoneufer, gleich unterhalb des Städtchens Leuk, stürzt die helle Dala aus einer mächtigen Felsenschlucht heraus. Der entgegen steigen wir hinter dem Städtchen aufwärts, um an der Bergwand eine zeitlang der Rhone entlang thalab zu wandeln, dann aber rechts in das von der Gemmi herabkommende Thälchen der Dala einzubiegen und nach einiger Zeit diese selbst auf der weißen, kühngewölbten, das Landschaftsbild wunderbar zierenden Steinbrücke bei Inden zu überschreiten und nach drei kleinen Stunden auf einem überall genußreichen Wege in den weiten Gebirgskessel einzutreten, in dem, von dunkeln, schneegekrönten Felsenmauern in weitem Kreis umgeben, das freundliche Leukerbad auf einem weiten Teppich grüner Alpenweiden liegt. Diese wundervolle Lage, wie die höchst merkwürdige Einrichtung der heißen Soolbäder und endlich die höchst empfehlenswerthe Besteigung des Torrenthorns empfehlen den Ort zu einem mindestens zweitägigen Aufenthalt. Da die Bevölkerung meist aus Kurgästen besteht, ist freilich der Besuch dieses majestätischen Aussichtspunktes so gering, daß man in den Hotels zuweilen kaum genauere Auskunft erhält und die angebliche Entfernung von drei bis zu fünf Stunden schwankt. Die Wahrheit liegt hier wirklich in der

Mitte, und ich kann Jedermann die Besteigung, sei es zu Fuß oder zu Pferd, bestens empfehlen, da sich insbesondere der Montblanc hier in einer majestätischen Weise präsentirt.

Auch die Besichtigung der Bäder sollte man nicht unterlassen. Die 20 Thermalquellen Leuk's enthalten bei einem Wärmegrad von 37—40° R. hauptsächlich schwefelsauren Kalk, schwefelsaure Magnesia, schwefelsaures Natron und kohlensauren Kalk. Da die Badenden 2—4 Stunden ohne Unterbrechung in dem Wasser zubringen, so sind neben den Einzelbädern auch zahlreiche Familien und zwei große Gesellschaftsbäder vorhanden. In den letzteren, welche der Tourist jeder Zeit durchwandern kann, herrscht bei der vorwiegend französischen Bevölkerung eine große Lebendigkeit. Lieder und Geschrei, laute Spiele und Scherze dringen bis auf die Straße und zu den Zimmern der nächsten Gasthöfe, in welchen der Ortsunkundige die Nähe eines Marktes oder einer Volksversammlung vermuthen mag. Die Badenden selbst sind in lange, schwarze Mäntel gekleidet, und zwischen ihnen schwimmen Tischchen umher mit Trinkglas, Waschschwamm, Taschentuch, wohl auch mit Zeitungen oder Dominosteinen. Dabei sind Männer und Frauen nicht in verschiedene Bassins getrennt, was die Lebendigkeit der Konversation wesentlich erhöht. Das Wasser selbst ist schmutzig graugrün und fast undurchsichtig. Einen anstößigen Eindruck macht diese Einrichtung der gemeinsamen Bäder bei der schwarzen Toilette durchaus nicht, aber besonders appetitlich sieht die Sache doch auch nicht aus.

Wenn man, der Kurpromenade folgend, noch eine viertel Stunde weiter wandelt, steht man bald vor der mächtigen Felswand des großen Zirkus, und zwar an einer Stelle, an welcher man auf acht senkrecht stehenden Leitern hinaufstei-

gen kann, um nach dem Dorfe Albinnen zu kommen. Bei der wenig einladenden Beschaffenheit der genannten Instrumente ließ ich mir die Erprobung der beiden ersten genügen, den Rest willig dem wißbegierigeren Leser überlassend.

An dem entgegengesetzten Ende des etwa eine Stunde breiten Gebirgskessels führt ein anderer höchst merkwürdiger Weg an der zweitausend Fuß hohen Felswand zur Gemmi hinan. Ein steiler Zickzack-Felsenpfad, der hier unter Benützung eines kaminartigen Felsenrisses seit dem Jahr 1737 mit großer Mühe und vielen Kosten ausgesprengt wurde, und von dem im Jahr 1861 eine französische Gräfin vom Pferde in den Abgrund stürzte, führt uns zu Fuß ohne jede Gefahr, aber unter fast zweistündigem steilem Aufsteigen hinauf zur 7680 Fuß hohen Daube oder Gemmi. Hier werfen wir noch einen letzten Blick auf den herrlichen Thalkessel und hinüber nach den Schneekameraden des Matterhorns, dann verschwindet für den abwärts steigenden Wanderer das Stromgebiet der Rhone und an dem öden, schmutzig trüben Daubensee vorüber, gelangen wir in die unendlich einsame Felsenwüste, in welcher uns das Berghaus Schwarenbach aufnimmt, wo Zacharias Werner seine fast verschollene Schicksalstragödie „der vierundzwanzigste Februar" spielen läßt. Von da wandern wir dann frisch die Berge hinab, bis vor dem Eintritt in die üppige Waldregion sich uns rechts ein ergreifender Einblick in das öde, düstere Gasternthal eröffnet. Aber auch das verschwindet und im frischen erquickenden Waldesgrün steigen wir hinunter nach Kandersteg mit seiner großartigen, wenn auch etwas öden Umgebung.

Bald begrüßen wir dann auf dem Wege nach Frutigen wieder den Bergzug des Niesen, nachdem wir in dem

„blauen Seeli" noch eine zauberhafte Perle schweizer Waldeinsamkeit begrüßt, und in die wunderbaren Zauberpaläste seiner krystallhellen Wasser hinabgeschaut hatten, in welchen versteinerte Tannen den schönsten Wunderpallast des Meister Kühleborn bilden. Klein und unscheinbar ist dieses reizende Idyl, an dem mancher Reisende achtungslos vorübereilt, die halbe Stunde Umweges sich ersparend. Uns aber möge es der liebliche Schlußpunkt unseres Rundganges sein, von dem wir nun rasch hinabeilten nach Heustrich, am Fuße des Niesen, und von da über Spiez nach Thun.

Und nun, nach so vielen Bergen und Thälern, begehrten wir auch theure, liebe Schweizerfreunde zu begrüßen, und einer von ihnen erzählte uns, an den freundlichen Ufern des Bieler See's, eine damals eben bekannt gewordene Berner Oberlandsgeschichte, welche sich im Roththal oberhalb Lauterbrunnens, so recht im Zentrum unseres Wanderkreises, zugetragen hatte. Sie möge denn auch den Schluß dieser Blätter bilden.

XVI.

Eine Rothtal-Fahrt.

Am 23. Juli 1872 wanderten der Lehrer Merz von Moosaffoltern bei Bern mit seinem Bruder, der einige Alpenbilder des obern Lauterbrunnenthales aufnehmen wollte, von Lauterbrunnen aus heiter und fröhlich das Thal aufwärts über Stachelberg und Drachsellauinen nach Sichellauinen, wo die letzten Hütten des Thales stehn. Von dort gedachte der Erstere dem Rothtal einen Besuch zu machen, in das er vor einigen Jahren vom Schilthorn aus hineingeschaut hatte.

Das Rothtal ist eines der merkwürdigsten und trotz der Nähe des vieldurchwanderten Lauterbrunnenthales äußerst selten betretenen Eis- und Felsenthäler der Schweiz. Wie das Trümmletenthal sich zwischen der Jungfrau und Wengernalp herabzieht, um hoch über den Felsenwänden der Ostseite des Lauterbrunnerthales zu enden, dem es seine Wasser durch tiefe Schachte hinabsendet, bis sie im wunderbaren Trümmletenfall zu Tage treten, so zieht sich auch auf der südlichen, der so erscheinenden Rückseite der Jungfrau und des Mönches ein furchtbar wildes Eisthal in derselben Richtung hin, um etwa 5000 Fuß über dem Dörflein Sichellauinen über den steilen Felswänden des hintern Lauterbrunnerthales zu enden.

Dieses Rothtal hatte noch vor einem Jahrzehnt wohl kein menschlicher Fuß betreten. Zuweilen toben da oben

bei eintretendem Thauwind, die Lauinenstürze so furchtbar, es heult der Wind so schauerlich durch die kahlen, wild zerrissenen Felsenmassen, daß die Bewohner des Thales unten sich bekreuzen, als ob die ganze Hölle mit ihrer wilden Jagd da oben wüthete. Aber dem rechten Alpenklubisten ist auch des Teufels Revier nicht zu hoch, und im Sommer 1872 hat der schweizerische Alpenklub sogar 5 Stunden oberhalb Sichellauinen an der Moräne des Roththal-Gletschers eine Schirmhütte erbaut, von wo aus es möglich wird, nach einer, wenn auch meist sehr verkümmerten Nachtruhe, früh beim Tagesgrauen in das gefährliche Thal einzudringen, in welches bei hellen, warmen Sommertagen gegen Mittag von der Nord-, Ost- und Südseite, wie in einer dem schwersten Bombardement ausgesetzten Festung, unablässig die Eis- und Schneelauinen niedersausen.

Der Lehrer von Lauterbrunnen, von Allmen, welcher im Sommer eine Bergwirthschaft in Trachsellauinen führte, belehrte Merz über die Unthunlichkeit, ohne kundigen Führer da hinaufzusteigen, und machte seinem Amtsgenossen, dessen lebhafter Wunsch nach der eben so beschwerlichen als gefährlichen Tour ihn selbst, einen passionirten Bergsteiger, ansteckte, den Vorschlag, einen der ersten Führer von Lauterbrunnen, Johann Bischoff, den Tschudi noch in seiner neuesten Ausgabe „als kühnen, erprobten Gletschermann für Haupttouren sehr begehrt" bezeichnet, zum Mitgehen zu veranlassen. Allen war daran gelegen, das wenig bekannte Gebiet näher kennen zu lernen, von welchem aus man schon öfters, und einigemal auch mit Erfolg, versucht hat, auf den Roththal-Sattel hinauf und von da auf die Spitze der Jungfrau oder rechts, dem Aletschgletscher folgend, nach dem Walliser Eggishorn zukommen. Sie freilich gedachten nur in das

Roththal einzudringen und nach genauer Besichtigung wieder den Rückweg nach Lauterbrunnen anzutreten.

Von Allmen hatte Dienstag Abends noch den Führer Bischoff heraufgeholt und Mittwochs früh um ein Uhr, ohne daß die Aufregung, die uns in solchen Augenblicken beherrscht, einen erquickenden Schlummer zugelassen hätte, brachen sie trotz des Wetterleuchtens, das bald aufhörte, nach dem Stufenstein und von da über öde Felsenbänder, Geröllhalden und dürre Alpenfetzen nach der Bärenfluh auf, um dann nach einer schwierigen Felsenkletterei in das Roththal einzubiegen und um halb fünf Uhr in der Klubhütte während eines leichten Streifregens von der ersten Anstrengung zu ruhen. Was man mit diesem Namen bezeichnet, ist meistens nicht mehr als ein künstlich angelegtes Felsenloch, mit etwas Heu und Holz, einer Flasche Wein und Kaffe ausgerüstet, ein Bestand, den aber nur der von äußerster Noth Getriebene vermindern darf, den vielmehr jeder Besucher gewissenhaft erhalten hilft. Wie beschwerlich, wie unzugänglich für nicht absolut schwindelfreie Köpfe auch der Weg bis hieher sein mag, weitere Gefahren birgt er nicht, wenn nicht etwa Nebel einen Führer überfällt, der nicht vollkommen da zu Hause ist, oder wenn nicht Sturm und Gewitter die Wanderer unter Felsen begräbt oder in den Abgrund schleudert. Diese Klubhütte liegt in der nördlichen Seitenmoräne des großen Roththalgletschers, einer öden wilden Schutt- und Trümmerhalde, die aber einen prachtvollen Rückblick über das Lauterbrunnerthal bietet. Drüben steht über der anderen Thalwand das starre Schildhorn mit grünen Alpen und Wäldern und dem freundlichen Gasthof von Mürren zu Füßen, noch tiefer nach links folgt das lachende Bergdorf Gimmelwald, und dann der zwölfarmige, milchschäumende Schmadribach, dieser selt-

samste uud wunderbarste aller Wasserfälle; rechts aber stehen die senkrechten Felsenwände des „schwarzen Mönch's" mit ihren rothen Riesenflecken und Streifen. Und hierhin wendet sich der Rothţhalfahrer nach dem wirren steilen Felsenlabyrinth, das rechts von dieser Felswand zur Jungfrau und dem „Rothţhalsattel" hinaufsteigt, um hier, über Felsen, Eis- und Schneefelder aufsteigend, den obersten Kamm des ringförmigen Felsenzirkus zu erreichen, welcher das Thal wie einen tiefen Kessel umschließt; ein Thal, dessen Sohle 8000 Fuß über der Meeresfläche liegt.

Es muß wohl eine überaus merkwürdige Thalsohle sein: denn sie ist, wer weiß wie hoch, mit Eis- und Felsblöcken und Lauinenmassen bedeckt und erhält täglich reichen Ersatz für Das, was die glühende Sonne als Nebel emporzieht oder als rauschenden Gletscherbach über die Felsen hinabschickt. Auf diesem Boden zu wandern hat seine ernsten Gefahren, und der Sturz in die Risse und Schluchten des kraus gehäuften Schnee's ist noch das Mindeste, denn ein scharfes Auge und ein umsichtiger Tritt vermag viel. Aber der leise Stoß des Windes, der Wiederhall des Echo's sogar erschüttert da droben einen schmelzenden Eiszapfen, der bis dahin einen über ihm ruhenden Eisblock getragen, er weicht, mit leisem Knistern brechen andere, es kracht da und dort, es fängt an zu rutschen, zu rauschen, zu donnern und ehe eine Minute vorüber ist, tobt es in hausgroßen Massen die altgewohnten Lauinenbahnen herab.

Dem Alpensteiger bleibt da nichts übrig, als was dem stürmenden Soldaten im Feld bleibt: ohne an ein Ausweichen zu denken, muß er fest und entschlossen seinem Ziel entgegensteuern und im Uebrigen donnern und stürzen lassen, was da stürzen will. Aber deßhalb weiß er auch, daß nur

die frühen Morgenstunden, in denen neuer Nachtfrost Alles mit seinem eisigen Hauche festgekittet hat, dem besonnenen Manne den Eintritt in diese Welt gestattet. Deßhalb steht dort die Hütte: ein ernstes Nachtquartier, eine Herberge ohne Wirth und Bedienung und doch von dem weit umhergestiegenen Bergerkletterer oft ersehnt und begrüßt wie ein liebes, glückbergendes Heimathhaus.

Aus der an einen mächtigen Felsblock gelehnten Steinhütte stiegen sie nun über eine wilde Schutthalde zu einem steilen Schneefeld, das sie quer überschritten, um zu einer zerrissenen Felsenmauer zu gelangen, die unerklimmbar schien, ein fast senkrecht aufgebauter Wall mächtiger Granitmassen, der unserem Merz den Gedanken der Umkehr ernstlich erweckte. Das sei die schlimmste Stelle, meinte Bischoff, und so knüpften sie sich an das Seil, und so ging es denn fast senkrecht hinauf von Fels zu Fels, von Absatz zu Absatz, deren mancher nicht die doppelte Breite des menschlichen Fußes hatte. Endlich gelangten sie an eine jener mit Schnee und Eis angefüllten Felsrinnen, die bis zu den Gipfeln der Berge hinaufziehen, aber auch den Lauinen ihrer Gletscher und Schneefelder als vielbefahrener Kanal zur Tiefe dienen. In dieser konnte man leichter aufwärts steigen, wenn man um ihrer Steilheit willen auch fort und fort Stufen in den den Boden deckenden eisharten Schnee hauen, und sich der Gefahr einer herabstürmenden Lauine aussetzen mußte; aber es war ja noch früh am Morgen und das Roththal lag noch tief im Schatten der Jungfrau.

Die stundenweit hinaufziehende Schneekehle hatte zumeist nicht mehr als 30 Fuß Breite, in der Mitte eine vertiefte Rinne und zu beiden Seiten steile Felsen, bis zu 20 und 30 Fuß. Sie waren noch nicht weit vorgedrungen, als einzelne

kleinere Steine mit großer Geschindigkeit rollend und springend herabsausten. Es blieb nichts übrig, als sich zu ducken, und dieselben über sich hinweg springen zu lassen. Doch vermieden sie nun die nächste Nähe der Rinne und als sich das Rollen öfters, auch mit Eis und Schnee wiederholte, strebten sie wo irgend möglich die Felsen zu erklettern und auf ihnen ihr Aufsteigen fortzusetzen.

Endlich fand sich eine solche Stelle, aber auf dem schieferigen und viel weniger festen Gestein wurde das Klettern immer gefährlicher und als sie gegen elf Uhr einen kleinen Fluhsatz erreichten, wurde er Rastort und Forum zugleich.

Noch zwei tüchtige Stunden sei es auf den Sattel, meinte der Führer, und rieth zur Umkehr, weil sonst auch heute Trachsellauinen nicht mehr zu erreichen sein würde. Da ging es Merz wie es mir einmal auf der Isola persa des Morteratschgletschers ging, die wir mit einem wenig kundigen Führer, den wir auch nicht zu dieser weiteren Tour bestellt hatten, durch die wilden Trümmer eines mächtigen Gletscherbruches bestiegen hatten. Dort zogen wir die unbekannten Schwierigkeiten der Diavolezza-Tour der Umkehr unbedingt vor, da wir nach jener Seite hin wenigstens keine so wilden und greulichen Gletscherrisse mehr zu überwinden hatten. So schlug auch Merz vor, lieber die zwei Stunden hinaufzusteigen und gar nicht mehr zurückzukehren, sondern von oben den wenigstens von Lauinen nicht so gefährdeten Weg nach dem Eggishorn einzuschlagen. Bischoff wollte nichts davon wissen, doch machte er sich zuletzt auf, um zu rekognosziren, kam aber mit der Nachricht zurück, daß es fast unmöglich sei, hier weiter zu kommen.

Also umkehren! Aber jetzt, gegen die Mittagsstunde? Wäre es nicht besser, den Abend abzuwarten? Aber welche

Pein und welche Gefahr für die drei Männer, stundenlang hier zu liegen, ohne jede Bürgschaft, daß dadurch wirklich die Gefahr vermindert würde. Konnte nicht ein Gewitter aufziehen oder der Föhn seine weichen, schmelzenden Luftwellen über die Schneefelder führen? Nein! noch ist's nicht zu heiß, noch fiel keine Lauine: also rasch zurück, und fort aus ihrem gefährlichen Bereich.

Eilig und vorsichtig zugleich geht es hinab am festen Gletscherseil über die Felsen zu der grausigen Gletscherbahn; mit den Absätzen fest in die beim Heraufsteigen gehauenen Stufen sich einhackend rücken sie abwärts, nur zuweilen liegen neue Schneetrümmer im Wege. Bischoff treibt zur Eile, die Vorsicht mahnt zu sorgfältigem Schritt und Tritt, Hoffnung und Sorge kämpfen in den Gemüthern der drei Männer, die in dieser Mittagsstunde wie schwarze Punkte auf dem Eisgrund zwischen den Felsen langsam abwärts rücken.

Drüben aber auf dem andern Felswand-Ufer des tiefen Lütschinen-Thales liegt Mürren. Das stattliche Hotel, dessen helle Glasscheiben im Sonnenglanze weithin leuchten, bewirthet eben zahlreiche Gäste aus allen Ländern der Welt an seiner Table d'hote; mit dem Fernrohr schauen sie dann, nach dem Schluß der reichlichen Tafelmahlzeit hinein in die Berge, auch in des Roththals starre Felsenzähne und die vom Gletscherhorn und der Ebnenfluh in dasselbe hinabziehenden, glänzenden und von Lauinenfurchen durchzogenen mächtigen Schneegefilde, plaudern und scherzen, jubeln auf, wenn dort eine Lauine fällt, und warten auf den berühmten Roththal-Spuk, das wilde Heer der Berner Volkssage. Auch das Roththal nämlich hat eine Sage, wie die Blümlisalp, von blühenden Alpen und gottlosen Menschen, um derentwillen die Strafengel Gottes Alles mit ewigem Schnee und Eis

verschüttet haben. Die verfluchten Bewohner aber ziehen zuweilen in wilder Jagd, mit furchtbarem Lärm und Getös umher, eine wilde Blocksbergnacht feiernd mit Hexen und Teufeln im Bunde, und der Lauterbrunner, wenn er das seltsame Tosen hört, spricht sein Abendgebet und schließt seine Thüre und Fenster. Aber auch manch verständiger Wanderer, der Naturforscher selbst, will schon ein überaus seltsames Tosen und Toben da oben vernommen haben, und Jeder erklärt es in seiner Art.

Ob die in Mürren an jenem Mittwoch Mittag etwas hörten? Ich weiß es nicht. Aber das Volk oder doch die poetischen Bücher erzählen uns, daß die Bergmännlein im Roththal die Menschen hassen, und daß sie dieselben äffen und höhnen und endlich in wilder Lust verderben. Die mächtig beschleierten fremden Alpensteiger in Mürren, die sich Mürren und Wengenalp oder wenn's hoch kommt das Faulhorn auf ihren Alpenstock brennen lassen, und die geputzten Damen unterhalten sich freilich auf der breiten Terrasse, in dem niedlichen Pavillon und dann im lichterschimmernden Saal, dessen Fenster nun roth hinüber leuchten durch die dunkle Nacht zum Roththal-Saume, zu gut, als daß sie solchen Gespensterspucks da drüben es noch gedächten — und dann geht Alles zur Ruhe und schläft den Schlaf der Gerechten.

Um Mitternacht aber erwacht drüben aus langer Todesbetäubung ein Mensch. Ein kalter Windstoß hat den Erstarrten erweckt. Da schreckt er auf: eben noch stieg er in heller Sonnengluth mit seinen Gefährten über das blendende Eis — jetzt ist's schwarze Nacht um ihn, sein Augenlicht erloschen. Ist er in nächtlicher Tiefe begraben? Er kann sich regen, wenn auch mit Schmerzen, er fühlt den frischen schnei-

denden Wind der eisigen Höhe; wohl greift die schmerzende Hand an eine blutende Stirne, aber er kann diese Hand noch sehen, und mehr als das, die Sterne droben, auch die düstere Felsenwand kann er erkennen, auf die ihn der Luftstoß der Lauine geschleudert — oder die sorgliche Hand der Hilfe holenden Gefährten gebettet hat? Er will schreien, aber die Stimme versagt; sich erheben, aber kraftlos fällt er zurück. Ein eisiger Frost schüttelt ihn, und doch muß er liegen — harren! Da bricht ein heller Schein aus den dunkeln Wolken hervor. Ist's die Sonne — er reibt die Augen, er starrt hinauf, aber neue Wolken ziehen darüber, es ist nicht die Sonne, die ihm und seinen Genossen eben noch schien, es ist die stille Königin der Nacht. Das Seil das ihn mit jenen fest verbunden hatte, ist fort, auch Hut und Stock und die Kleider zerfetzt und weggerissen. Auch die Brille, die der kurzsichtige Büchermann fürsorglich hinter dem Kopfe zusammengebunden hatte, um sie nicht bei einem Rutsch oder Fall zu verlieren, ist fort; doch nein! ihre Trümmer mit einem Glase hängen noch um den Hals. So ist ihm doch das nöthigste Mittel geblieben, seine trostlose Lage nicht nur geistig, sondern auch leiblich zu überschauen. Aber erst muß er warten, bis der Morgen graut, furchtbare Stunden sehnsuchtsvoller, sorgenschwerer Erwartung; und lange, lange muß dann, als der Tag heraufdämmerte, das Auge ausschauen, um die Art und Natur der fremden und völlig unbekannten Umgebung, die Richtung und den etwa einzuschlagenden Weg zur Klubhütte einigermaßen festzustellen. Denn im Hochgebirge gilt kein planloses Versuchen. Hier, wo alle Entfernungen weiter sind als sie scheinen, heißt ein Fehlgehen Stunden des Tages und der eigenen Kraft nutzlos vergeuden; hier ist der scheinbar natürlichste Weg ge-

wöhnlich der unmögliche, und deßhalb muß hier das Auge den Pfad, der versucht werden soll, zuerst in allen seinen umsichtig zu verbindenden Einzelstrecken feststellen; vielleicht zeigt sich freilich auch dann noch ein ungeahntes Hinderniß von unüberwindlicher Art.

Allmälig erinnerte sich Merz, wie ihn ein wuchtiges Andrängen in die Höhe gehoben und eine Strecke weit hinabgeschleudert hatte, wie sie dann alle drei im Flug hinabrutschten und im Anblick eines furchtbaren Abgrundes in ein lautes Geschrei ausbrachen. Er rief jetzt die Namen seiner Gefährten, aber er hörte keine Stimme, keine Antwort! Bald hatte er sich wieder, auf und abwärts kletternd, in die Nähe der untern Fortsetzung der Schneekehle hingearbeitet, aber erst nach unsäglichen Anstrengungen vermochte er in dieselben hinabzusteigen, die in der Morgenfrühe keine Gefahr und die sichere Richtung zur Klubhütte bot. Rutschend und gleitend ging es da hinab, wobei die blutenden Finger die Stelle des verlorenen Alpenstockes müssen vertreten und die verderbenbringende Schnelligkeit der Abfahrt hemmen helfen. Zuweilen gönnte dann sich und seinen schmerzenden Gliedern der Einsame eine kleine Rast auf einem über der eisigen Sohle liegenden Felsblock. Dann kam eine träumerische Müdigkeit über ihn, aus der ihn seltsame Töne, bald ein Klingen und Pfeifen, bald ein Rufen und Schreien aufschreckten, dann sah er hinab auf die Schneefelder und bemerkte deutlich kleine, schwarze Punkte langsam aufwärts steigen; das waren wohl die treuen Gefährten, die ihn auf den Felsen gebettet hatten und jetzt zur lieben Heimath holen wollten! Aber bald zeigte sich doch, daß nur die Sehnsucht des Auges die schwarzen Felsenpunkte bewegte.

Noch galt es, lange über Schnee und Eis hinab zu

steigen, aber die geschwollenen Füße schmerzen, die Schuhe sind schneeweich und zerrissen; so hängt sie denn der in wirre Wildniß Verschlagene über die Schulter; besser als der lotternde Schuh klebt der Strumpf, und als auch er zerrissen, die warme Sohle an der Eisfläche. Bald fährt er im Fluge herab, bald muß er mühsam über Lauinentrümmer und Felsenblöcke emporsteigen. So hat er den ganzen Donnerstag sich abgemüht, aber immer gewisser und bekannter ist ihm dabei doch die Umgebung geworden, freudiger Muth beseelte sein Herz: dort in der Klubhütte wird er die Kameraden wieder finden! Aber noch einmal äffen ihn die Geister des Roththals, denn als er um den bekannten großen Felsblock biegt, um in dieselbe einzutreten, war nichts davon zu sehen und schon sank die Sonne, um bald Dämmerung und Nacht über die Berge zu senden. Wohl mußte die Hütte in dieser Steinwüste sein, aber wie die Unscheinbare finden? Wieder überfällt ihn ein Schlummer der Ermattung. Aber es ist kein Schlaf, er sieht Alles, er hört Alles, und endlich reißt ihn der Gedanke empor, daß er hier erfrieren muß, wenn er nicht vor Nacht noch die Hütte erreicht.

Mit der letzten Kraft beginnt ein neues Steigen und Klettern über Fels und Gestein, ein mühsames, aber doch kein so verzweifelt gefahrvolles Vordringen mehr. Und siehe dort liegt endlich die bekannte Hütte, und was noch mehr — er hört in ihr deutlich die beiden Genossen laut und vernehmlich reden! Mit letzter Kraft eilt er hinein, aber lautlos starrt ihm der leere Raum entgegen. Alpengeister-Spuk nennt das der Volksmund, Hallucinationen heißen's die Gelehrten; Merz weiß nur, daß er sie deutlich und klar gehört und nicht gefunden hat. Eine lange traurige Nacht, ein kurzer ruheloser Schlummer, dann die Ueberzeugung, daß die

Genossen nicht hier sind, noch hier waren! Zwar einmal noch faßt ihn freudiges Hoffen; dort hatte von Allmen dem Freunde die Uhr beim Aufsteigen bis zur Rückkehr versteckt: Horch! wie sie tickt! Also muß er sie aufgezogen haben. Wie ein Jäger schleicht der Gerettete leicht hinzu, das erfreute Ohr an die Verkünderin der Rettung zu legen. Aber jetzt ist sie still und stumm! So sind die Kameraden wohl ohne Zweifel drunten im Roththal begraben. Ihn erquickt kaum der „eiserne Bestand" der Klubhütte, und doch wärmt ihn der Trunk, doch kann er ruhen bis gegen Morgen, wenn auch nicht schlafen.

Auch von dieser einsamen Nacht voll trauriger Gedanken hat die glänzende Gesellschaft drüben in Mürren keine Ahnung. Da bauscht sich der mächtige Chignon, da knallen die Schaumwein-Pfropfen, da beklagt sich der grämliche Alte über schlechte Betten und unverdauliche Speisen, da kokettirt ein „erster Bassist" ein baumstarker Mensch, mit seiner Schwindsucht, bis seine Nachbarin es „bei seiner Stimme" lächerlich findet, und der Schwabe daneben vor sich hinbrummt: „Dees ischt aber doch au e kurios Völkli". Aber auch draußen vor dem Hause, wo die biederen Führer versammelt sind, ist von Dem und Jenem die Rede, und auch unserer Drei gedenken sie und berechnen, daß sie jetzt zurück sind in Trachsellauinen oder droben auf dem Eggishorn, und daß sie einen guten Tag errathen haben und wohl manches Neue über das Roththal berichten werden.

Der Freitag Morgen kam. Es wird ein Weg von vier bis fünf Stunden sein, von der Klubhütte steil hinab nach Sichellauinen, für Den, der ihn kennt. Merz hatte ihn zum Theil im Dunkel der Nacht, überall aber im Geleit zweier

Führer gemacht, die hier vorwärts eilten, und so hatte er sich wenig orientirt. Aber auch seine Kraft war gebrochen. Hatte er auch im Ganzen die Richtung behalten: er verstieg sich an Orte, wo die Führer seine Rettung unbegreiflich nennen, und in immer neuem Mühen brach der Abend herein: noch lag immer tief unter ihm das freundliche Thal, noch umgab ihn nichts als schauerliche Felsenwüste. Hunger hatte er nicht, aber furchtbar quälte ihn der Durst, den kein Gletscherwasser stillt, und selbst dieses fehlte in der öden Wüste. So mußte er oft die natürliche Richtung seiner Kletterwege verlassen, um ein Bächlein aufzusuchen, an dem er die brennenden Lippen kühlen konnte, eine Wohlthat, die er mit stundenlanger Kletterarbeit, mit entsetzlicher Zeit- und Kraftverschwendung bezahlen, und die er doch nicht entbehren konnte. Zuweilen auch stieg er eine steile Felswand in brennender Sonnengluth abwärts bis jeder Anhalt aufhörte und er, an der hohen Mauer schwebend, einem kleinen bröckelnden Steinzacken sein Leben anvertrauen oder wieder aufsteigen mußte, mühsam und verzweifelt, einen andern Absteig zu versuchen. In ausgetrockneten Rinnsalen legte er sich schlafen, aber es kam kein Schlaf; in schrecklichen Fieberträumen verbrachte er die Nacht, die jedes Weitergehen mit Todessturz bedrohte, und Morgens ging das Klettern von neuem an. Aber die Kraft versagte. Oft legte er sich nieder, ob nicht der ersehnte Todesschlaf seine milden Flügel über ihn senken wollte; manchmal raunte ihm auch ein wilder Geist ins Ohr, mit einem Fehltritt seiner Qual ein Ende zu machen. Aber sein sittliches Bewußtsein siegte stets über solche Versuchung physischen Jammers, wiewohl er sagt, er habe nur noch den Wunsch eines raschen, baldigen Todes gehabt. Aber wenn er auch Abends sich niederlegte, hoffend,

nicht mehr aufzuwachen, so riß ihn doch die erste Morgenhelle fieberhaft empor zum neuen Kampf um das Dasein.

So kam der Sonntag, der Tag des Herrn, da er sonst im Hause Gottes unter seiner lieben Jugend saß und heilige Lieder anstimmte. Er wußte nicht mehr, was es für ein Tag sei. Noch schleppte er sich weiter; er gelangte endlich auf grüne Alpenfetzen, wie sie den Uebergang zu den obersten Alpen bilden, und siehe da drüben, nicht fern bewegt sich etwas; er schaut und schaut, es sind Ziegen und bei ihnen der Geisbub der Heerde. Da richtet er sich auf, da erhebt er seine Stimme: aber sie ist heiser, unhörbar; er wirft Steine, er schwingt die Fetzen seiner Kleider, bis er bewußtlos niedersinkt, und — als er wieder erwacht, ist's Nacht und Alles wie ein Traum.

Drunten in Lauterbrunnen war es ja auch Sonntag geworden, und den Frauen und Kindern, wie den Mitbürgern allen war es immer bedenklicher geworden, daß v. Allmen und Bischoff noch immer nicht zurück waren; zuletzt kam es auch heraus, daß sie am Donnerstag und Freitag nicht auf dem Eggishorn erschienen waren, und die Sache wurde nun den guten Kameraden höchst bedenklich. Es sind biedere und treue Männer, diese Berneroberland-Führer, und sie lassen keinen Fremden und keinen aus ihrem eigenen Kreise im Stich. Kaum war also die Sachlage übersehen, so machten sich auch Etliche auf den Weg, und am Abend fanden sie droben im Gebiet der Klubhütte Merz, mehr todt als lebendig. Das Eine nur konnten sie von ihm noch erfahren, daß die Genossen droben lägen im Lauinensturz des Roththals; dann trugen sie ihn hinab, und ihrer zwanzig brachen noch um Mitternacht mit Pikeln und Schaufeln auf, die Leichen ihrer Brüder zu suchen. Und sie haben sie nach viertägigem

Suchen herausgeholt aus der Eiswüste droben, und bei der Kirche daheim in's stille Grab gelegt.

„Jetzt ist Merz wieder drüben über den See," sagte der Pfarrer von Twann, der mir das Alles beim nächtlichen Lampenschein so gar lebendig erzählte; „er ist um zehn Jahre älter geworden, und die Berner Oberlandsberge sieht er mit ernsteren Augen da drüben glänzen, als der flüchtige Tourist, der auf der Eisenbahn in unsere Schweiz hereinfährt und jubelnd die schönen Schneeberge begrüßt." Darüber aber hatten wir beinahe die Zeit unserer Rückkehr vergessen; 9 Uhr 56 Minuten hält der Zug, aber er nahm uns noch mit nach Biel und dann am anderen Tag in die Heimath.

Zittel, Emil,

Rings um die Jungfrau Touristenblätter aus dem Berner Oberland und Oberwallis

Karlsruhe 1874